Paris im Beichtstuhl.

Von

Louis Rogeard.

Deutsche Original-Ausgabe.

Zweiter Theil.

Leipzig.
Gustav J. Purfürst.

I.

Das rothe Gespenst.

Vivré war der Einzige von allen Bewohnern der Tuilerien, welche es seit einem Jahrhundert inne gehabt haben, der allen Stürmen getrotzt, allen Wechsel der Gewalthaber überdauert hatte.

Vivré war im Jahre 1754, genau am selben Tage und in derselben Stunde geboren, in welcher der unglückliche Ludwig XVI. das Licht der Welt erblickte.

Sein Vater war damals Kastellan im Schlosse, und als die Stürme der Revolution ausbrachen, war dieser Vivré schon im kräftigsten Mannesalter.

Aber die Tuilerien hatte er niemals verlassen. In diesem Augenblicke befindet er sich im Cabinet des Kaisers.

Napoleon selbst sitzt mit einem bleichen, angekränkelten Gesichte in seinem Lehnsessel und raucht eine Cigarre.

Der alte Vivré, eine große, selbst noch in seinem hohen Alter stattliche Figur, stand aufgerichtet wie ein Grenadier vor dem Kaiser, welcher ihn vom Kopf bis zur Zehe musterte

Vivré, sagte Napoleon, Du hast wohl heute Dein Schläfchen schon gemacht, nicht wahr? Es wird Dir wohl nicht sauer werden, jetzt ein Stündchen mit mir zu plaudern.

Ew. Majestät haben mich auf gestern Abend zur Audienz befohlen; ich sagte mir gleich, Sie würden wohl nicht eher als jetzt Zeit haben, und ich habe mich darauf vorbereitet.

So mache keine Umstände; da steht ein Stuhl für Dich.

Ew. Majestät verzeihen; ich bin immer wieder einmal jung, wenn es sein muß; ich kann's aushalten.

Nein, ich will, daß Du Platz nehmen sollst.

Sire, ich gehorche.

Du kannst noch gut hören?

Ganz gut, besonders in der Nacht.

Auch das Gesicht ist gut?

Bis auf fünfzig Schritte.

Du kannst ohne Brille lesen?

Sire, das konnte ich niemals, selbst mit einer Brille.

Napoleon lächelte.

Du kannst nicht lesen und auch nicht schreiben?

Ich hatte niemals Lust, ein Gelehrter zu werden.

Die Kaiserin soll sich oft mit Dir unterhalten.

Ja, Sire; sie findet Gefallen an meinem Graukopf.

Sie hat Dir den kleinen Prinzen gezeigt?

Ich habe sie gebeten, ihn mir zu zeigen; sie that's; ich nahm ihn auf meinen Arm.

Es ist nicht der erste Prinz, den Du auf den Armen gehabt hast?

Gewiß nicht, Sir; der erste Prinz, den ich auf den Armen hatte, war der kleine Herzog von der Normandie.

Der Dauphin?

Um Verzeihung, Sire; der war schon acht Jahre alt, als Ludwig XVI. die Tuilerien bezog; also damals schon ein großer Herr. — Ich meine den zweiten Sohn, der 1785 geboren wurde:

Ah — und dann?

Dann war ich 1812 so glücklich, den König von Rom auf meinen Armen zu tragen; der Kaiser war damals gerade in Rußland.

Und dann?

Den Grafen von Paris habe ich nur auf einen Augenblick erhaschen können, als er bei seinem Groß- vater, dem Könige Louis Philipp, zum Besuche

war. Der kleine Prinz Ew. Majestät, sind der vierte Thronerbe.

Das Antlitz des Kaisers verfinsterte sich und der alte Mann bemerkte, daß er eine Sottise begehen wollte; er hielt daher plötzlich inne.

Nun, fuhr Napoleon fort, wie alt bist Du denn?

Ueber ein Jahrhundert.

O, Du kannst noch sehr alt werden, man merkt Dir Deine Jahre noch nicht an.

Ja, Sire, es scheint, als wenn der Tod mich vergessen wollte.

Du kennst wohl jeden Winkel im Schlosse?

So ziemlich; aber, Ew. Majestät, es ist nicht überall geheuer.

Es spuckt hier? fragte der Kaiser und sah den alten Vivré scharf und ernsthaft an.

Ja, Sire, das rothe Gespenst!

Dummheit! rief Napoleon, man merkt doch daß Du alt bist, Vivré.

Sire, seitdem sie den König Ludwig XVI. gezwungen haben, die rothe Jakobinermütze aufzusetzen, ist es in dem Zimmer, wo dies geschehen, nicht geheuer; in der Nacht nach der Hinrichtung des Königs hielt das rothe Gespenst dort seinen Einzug.

Hast Du es gesehen?

O, mich gelüstet es nicht; ich höre nur, daß sie eine Schrift darüber herausgeben; sie sagen, Ew. Majestät haben das rothe Gespenst mit leibhaftigen Augen gesehen, und deshalb ist jetzt eine Kaserne im Schlosse.

Wer sagt das?

Die Soldaten im Schlosse.

Der Kaiser erhob sich und ging im Zimmer auf und ab, indem er den Dampf seiner Cigarre vor sich herblies.

Plötzlich blieb Napoleon vor dem Alten stehen.

Hast Du denn keine Furcht, kein Grausen? fragte er.

Sire, versetzte der Alte, ich habe schon schlimmere Dinge hier erlebt, aber ich habe mich niemals gefürchtet; — das hat mir sehr gut gethan und deshalb bin ich so alt geworden.

Du hast Recht! sagte Napoleon, der von diesen Worten frappirt schien. Furchtlosigkeit läßt alt werden.

Ich habe mir bei jeder Sache gedacht: nur gemüthlich; der Tod ist ein Ding, dem sich nicht ausdem Wege gehen läßt; ich war wahrhaftig oft nahe genug daran, von ihm am Schopfe genommen zu werden.

Zum Beispiel wann?

Sire, als das Volk damals die Tuilerien stürmte, nämlich nach der Rückkehr von der verunglückten Flucht des Königs von Varennes, und Menschen, die so abscheulich aussahen, daß man wirklich Furcht vor ihnen bekommen konnte, auf den König eindrangen; da hatten sie nicht übel Lust zu plündern, da wurde ich gemüthlich. Meine Herren, sagte ich zu Einigen, die mir am gefährlichsten aussahen, indem ich sie bei den Armen nahm, kommt, ich werde Euch die prächtigsten von den königlichen Gemächern zeigen; Ihr sollt sehen, wie der gute Ludwig wohnt und was er für nette Sachen hat; kommt nur mit mir. Sie folgten mir, denn die Neugierde, Alles zu sehen, war groß bei ihnen. Ich führte sie in einige Prunkgemächer; sie vertieften sich; ich that, als wenn ich noch Schlüssel herbeiholen wollte, entfernte mich und schloß die Thüren zu; und ich erlaube mir zu sagen, daß, während der König vor Furcht und Unruhe zitterte, ich vielleicht die gefährlichsten der Rebellen gefangen genommen hatte.

Und wo blieben sie?

Nun, als Alles vorüber war, wurden sie durch die Schweizer hervorgeholt und — man expedirte sie.

Ah! — Was würdest Du an des Königs Stelle also gethan haben?

Pardieu! rief der Alte, es hätte nie so weit

mit mir kommen können; ich hätte mich massacriren lassen, aber ich würde den Rebellen ihren Willen nicht gethan haben.

Das hat vielleicht Karl X. auch gesagt.

Sire, Karl X. hat es allerdings gesagt.

Nun, und was sagte er 1830?

Sire, ich war damals auch dabei, aber es ging wie der Blitz; das Volk strömte herein wie eine Heerde Tiger. Da war es schwer, gemüthlich zu sein. Ich suchte mir damals ein paar Leute, welche die Ersten waren und wie die Teufel aussahen. Meine Herren, sagte ich, Se. Majestät sind jetzt nicht zu Hause, — kommen Sie gefälligst ein anderes Mal wieder. Die Teufel lachten. Wir sind einmal da, sagten sie; jetzt wollen wir die alte miserable Pfaffenwirthschaft, den Jesuiten und Pietisten —

Der Alte hielt plötzlich inne.

So fahre doch fort! sagte der Kaiser.

Sire, es ist ein unanständig Wort.

Nur immer heraus, mein Freund; die Geschichte schreibt nicht mit Glacéehandschuhen. — Also sie sagten?

Nun, sie wollten das Alles einmal gründlich auskehren.

Ah! — Und das thaten sie auch?

Sire, aber Alles in großer Gemüthlichkeit. Es

war erstaunlich, wie sehr sich das Volk seit 1789 gebessert hatte. Damals, als es die Tuilerien erstürmte, massacrirte es alle die hübschen, robusten Schweizeroffiziere, an denen unsere Königin Maria Antoinette und die Prinzen ihre Freude hatten. Ah, — unsere Schweizer! hatten sie immer gesagt, wenn man ihnen von Mirabeau und den Breschlüssen de Nationalversammlung schlimme Dinge berichtete. Ja, unsere Schweizer! — Sie standen allerdings wie Felsen und wehrten sich wie Stiere; aber es ging auch eins, zwei, drei — da lag die ganze Garde zerfetzt wie dünnes Zeug. Es überläuft mich eiskalt, wenn ich daran denke. Die Andern flohen Alle aus dem Schlosse; ich war der Einzige, der die Nacht zurückblieb; aber man that mir nichts; ich war auch sehr gemüthlich mit den Leuten. Na, da hätten Sie sehen sollen, welche Späße sie die Nacht über mit den massacrirten Schweizern trieben!

Und 1836 war's besser?

Viel manierlicher war das Volk geworden, Sire; obschon es auch damals heiß herging; die Angst des Königs muß sehr groß gewesen sein, er verschwand, man wußte nicht wie. Er hatte den Kopf verloren, meiner Seel'; mehr konnte ihm auch nicht geschehen, wenn er dablieb.

Da kam Louis Philipp; sagte Napoleon.

Ja, er kam sehr bürgerlich und gemüthlich; es war eine Freude, wie der König mit den Leuten verkehrte. Abend für Abend wurde die Marseillaise vor dem Schlosse gesungen. Der König und die Prinzen stimmten dann mit ein. Alles im Schlosse sang die Marseillaise. Nur ich schwieg, denn wenn ich dies Lied hörte, wandelte mich ein Grausen an. Es war kein solcher Spaß, als ich es 1849 singen hörte. Nun, endlich wurde es Louis Philipp auch zu viel — der Singsang wurde im Schlosse scharf verpönt, dann auch vor dem Schlosse; es ward ruhiger in Paris; aber die Revolution konnte Ludwig Philipp doch nicht todt machen.

Was willst Du damit sagen? fragte Napoleon.

Sire, Sie haben sie todt gemacht.

Glaubst Du das?

Sire, Sie haben der Revolution einen Daumen auf's Auge gedrückt, Sie haben keine Furcht.

Glaubst Du das? fragte der Kaiser wieder mit einem sardonischen Lächeln, und dann fügte er hinzu: Wenn's aber doch wieder losgehen wird, wenn Deine Teufel von 1789, 1830 und 1848 hier abermals einen Besuch abstatten, wirst Du ihnen wieder die Prunkgemächer zeigen?

Sire, versetzte Vivré, was man ihnen zeigen wird, das weiß ich!

So? Nun, da weißt Du allerdings sehr viel. Was weißt Du?

Man wird ihnen Bayonnette zeigen und Kanonen —

Und? sagte Napoleon, der offenbar auf die Antwort des alten Mannes sehr gespannt zu sein schien.

Sire, das ist ein Geheimniß —

Auch vor mir?

Nein, Sire, aber vor mir.

Napoleon lächelte; es ging etwas über sein kaltes, bleiches Gesicht, was Grausen einflößen konnte.

Sire, fuhr Vivré fort, ich erlaube mir zu bemerken, daß Ihr großer Oheim mehr als einmal es ausgesprocheu hat: die beste Schutzwehr des Monarchen ist die Zuneigung des Volkes. Ich erinnere mich einer Gelegenheit, wo er diese Meinung sehr energisch aussprach.

Welcher Gelegenheit? fragte Napoleon.

Es war vor 1812; der Kaiser war damit beschäftigt, einen Palast für den kleinen König von Rom zu bauen. Es mußten ihm Pläne von allen Schlössern Europas, wenn sie irgend zu erlangen waren, eingesendet werden. Eines Tages zeigte ihm Herr Fontaine in Gegenwart Düroc's und einiger anderen Personen einen Plan des Schlosses Michaloff, der

Lieblingsresidenz Paul's I., wo dieser Monarch auch ermordet worden ist.

Und was sagte mein Oheim? fragte Napoleon.

Der Kaiser stieß den Plan mit Abscheu zurück, während Fontaine bemerkte, daß der Bau 72 Millionen Francs gekostet hätte. Und dennoch, versetzte der Kaiser, gegen Düroc gewendet, ist der Tod trotz der Bastionen, der Souterrains und geheimen Thüren in das Zimmer des Czaren gedrungen. Wozu sollten auch Batterien, Gräben und Redouten nützen? Meine Herren, das sind nur schwache Mittel, um nicht zu sagen: ganz nutzlose gegen den Verrath, und das ist das Einzige, was man zu fürchten hat und wogegen alle Vorsichtsmaßregeln scheitern. Paul I. hatte seine Wohnung mit Wassergräben umzogen, die Wachen waren mit Soldaten besetzt, das Schloß hatte Bastionen, geheime Gänge — und dennoch fand der Dolch des Mörders ihn in seinem Bette auf, weil die Wachen am Tage des Mordes von erkauften Menschen besetzt waren. Das Vertrauen und die Zuneigung, die Anhänglichkeit meiner Völker sind meine Schutzmauer. Können alle Vorsichtsmaßregeln den Großherrn vor den Mörderhänden der Janitscharen retten? Ist seine Stunde gekommen, dann hilft ihm nichts. Ebenso ist's mit mir; mein Leben gehört dem, der das seinige daran setzen will. Mein Sohn

aber wird von mir lernen, die Pariser ohne Festung und Kanonen zu beherrschen! — In diesem Augenblicke, so fuhr Vivré fort, öffnete der Thürsteher und meldete den König von Rom. Das Kind trippelte auf den Kaiser zu und dieser hob es zärtlich auf seinen Armen empor und küßte es. Dann setzte er sich, nahm das Kind auf seine Knie und sagte: Wir sprachen von Ihnen, Sire; wir bauten Ihnen einen schönen Palast. Plötzlich wurde seine Stirn trübe, er übergab den König von Rom der Frau von Montesquieu, stand auf, ging in lebhafter Aufregung umher und rief nach einigen Minuten: Ja, wir bauten Dir einen Palast — und wenn sie uns bedrängen, so hast Du vielleicht keine Hütte!

Napoleon III. ging, wie es schien nicht ohne eine tiefe innere Bewegung, im Zimmer auf und nieder.

Dann plötzlich blieb er vor dem alten Vivré stehen, und ihn scharf ansehend, fragte er:

Und welche Schlüsse würdest Du aus dieser Aeußerung meines Oheims ziehen?

Sire, sie war leider fast eine Prophezeiung.

Und meinst Du nicht auch, es wäre vielleicht besser gewesen, der Kaiser hätte sich damals nicht so ganz auf die Liebe der Pariser verlassen und für den König von Rom ein Castell erbaut?

Sire, versetzte Vivré, mir altem Manne will

es scheinen, als ginge die Vorsehung ihren eigenen Weg und als schütze nichts gegen ihre eiserne Hand, möge sie die Völker oder die Throne heimsuchen. Jede menschliche Macht hat ihre Grenze und ihre Zeit, und alle Vorsicht und Weisheit reicht nicht aus, sie zu erhalten, wenn ihre Stunde schlägt.

Vivré, sagte der Kaiser trocken, man braucht nicht hundert Jahre alt zu werden, um dieses einzusehen; man vermag nichts gegen den Willen Gottes, aber man vermag unendlich viel gegen den Willen der Menschen.

Es trat eine Pause ein.

Und wie war's 1848? fragte Napoleon dann.

Ganz gemüthlich, Sire; schneller als je. Es war wie ein Traum; man dachte noch nicht an die Möglichkeit, als es schon längst geschehen war. Ich war wieder der Einzige, der seinen Platz behauptete; ich erbot mich nämlich wieder, den Anstürmenden die Prunkgemächer zu zeigen, aber sie schrien, ich solle sie in den Thronsaal führen. Nun, ich war gern bereit. Ich führte sie hinein. Die Scene aber —

Erzähle, sagte Napoleon, der den Alten mit einem sehr großen Interesse anhörte, obwohl derselbe etwas erzählte, was ihm und aller Welt bekannt sein mußte. Aber er schien dabei seinen eigenen Gedanken mehr als der Erzählung des Alten zu folgen.

An einige hundert Leute, fuhr dieser fort, setzten sich wohl nach einander auf den Thron. Da hätten Sie, Sire, das Gelächter hören und die Mienen der Leute sehen müssen. Nach Jedem, der sich darauf niedergelassen und wieder hinunterging, wollte ich die Flecken von dem kostbaren Sammt abreiben, die von ihren schmutzigen bestäubten Kleidern darauf zurückgeblieben. Da lachten die Kerle wie toll. Aber es war doch gemüthlich. Jedoch mein Haar sträubte sich zu Berge, als sich plötzlich einer der Kerle mit seinen plumpen und schmutzigen Stiefeln darauf stellte. Warten Sie, schrie ich ihm zu, Sie verderben den Thron gänzlich; ich werde Ihnen ein Tuch unter ihre Stiefeln legen! Er kehrte sich aber nicht daran und begann eine Rede zu halten. Die Monarchie ist todt! schrie er, von heute an ist das französische Volk wieder in seine Rechte eingesetzt. Jeder Bürger ist König. Es lebe die Republik! — O, dachte ich, da wird das Köpfen wohl wieder losgehen! — Bürger! rief er weiter aus, laßt uns das dumme Symbol des blödsinnigen Despotismus der Vernichtung weihen; laßt uns den Flittersitz der Monarchie von Gottes Gnaden verbrennen, und fortan möge die Souveränetät des Volkes ihren erhabenen und unsichtbaren Thron über uns einnehmen! — Es erfolgte ein lautes Hurrahgeschrei, und nun ging's an ein Zertrüm-

mern. — Um Verzeihung, meine Herren, sagte ich; erlauben Sie mir wenigstens, erst die vergoldeten Zierrathen abzunehmen. — Statt aller Antwort setzten sie mich auf den Thron, trugen mich unter Absingung des Liedes von dem Roi d'Yvetot hinaus auf die Straße, und viel fehlte nicht, sie hätten mich mit dem Throne verbrannt.

Du bist aber dennoch gut weggekommen?

Das macht, Sire, weil ich keine Furcht hatte und weil ich gemüthlich war.

Und wenn diese Bourbonen keine Furcht gehabt hätten, dann, glaubst Du, würden sie nicht nöthig gehabt haben, davonzulaufen?

Sir, als Ihr großer Oheim nach seiner Rückkehr von Elba hier in dieses Schloß wieder einzog, war ich um ihn fast die ganze erste Nacht. Ich habe da so manches Wort gehört, was gewiß in keinem Buche steht.

So laß hören; sagte Napoleon ungeduldig.

Sire, sagte der Marschall Ney, Sie besitzen wieder die Tuilerien, das ist das Herz von Paris. — O, dieses Herz ist von Stein; entgegnete der Kaiser mit Stirnrunzeln. — Ein ander Mal sagte ein anderer General: Sire, sie haben uns schnell Platz gemacht, diese Bourbonen. — Was da! versetzte der Kaiser, sie haben schlechte Freunde

und ein schlecht Gewissen! — Sire, ich glaube, es war so, es ging stets so rasch, denn sie hatten schlechte Freunde und ein schlecht Gewissen.

Louis Napoleon schien frappirt; er sah den alten Mann forschend an, dann sagte er:

Vivré, es scheint mir nicht, daß Du nichts gelernt hast.

Sire, versetzte der Alte, hundert Jahre sind eine Schule!

Nun, es hat mir Unterhaltung gewährt, mit Dir zu plaudern; fuhr Napoleon fort, ich wünsche, daß Du Dir alles so genau als möglich in's Gedächtniß zurückrufst, was Du über meinen Oheim weißt, hauptsächlich was Du selbst gesehen und gehört hast; — und dann sage mir, hast Du niemals davon gehört, daß hier in irgend einem verborgenen Wandschrein Papiere und Documente gesichert sein sollen?

Der alte Vivré sah den Kaiser erstaunt an.

Nun, was soll dieser Blick bedeuten? fragte Napoleon, Du bist ja ganz erstarrt.

Sire, allerdings waren in einem geheimen Schrank der Dianengalerie viele Papiere und Documente. Sie haben aber schon als Präsident mich danach fragen lassen, und später, als Sie nach dem zweiten December hier einzogen, sprach der General St. Arnaud deshalb mit mir.

Jawohl; ich hatte ihn beauftragt.

Nun, wir haben einige Gemächer des Schlosses genau durchforscht: den Pavillon d'Horloge, den gewöhnlichen Aufenthalt der Könige und Prinzen; den Saal der Garden, wo unter Ihrem Oheim der Staatsrath saß; den Salon de la Paix; den Pavillon de Marhan, welchen die Herzogin von Orleans bewohnte, genug, wir haben fast das ganze Schloß genau durchsucht, ein Maurer wurde hinzugezogen. Wir fanden aber nirgends etwas außer in der Dianengalerie hinter dem großen Speisesaal.

Und diese Papiere nahm der General St. Arnaud zu sich? fragte Napoleon hastig.

Wie gesagt, Sire, er nahm sie natürlich, um sie Ihnen zu geben.

Die Papiere habe ich niemals erhalten! rief Napoleon aus. Ich habe damals den General gefragt, und er sagte mir, es seien nirgends Papiere gefunden worden.

Sire, ich bin erstaunt; der Marschall war Ew. Majestät treuester Diener.

Ueber Napoleon's Antlitz ging wieder jener verhängnißvolle Zug, mit dem er so unendlich viel sagt, ohne ein Wort auszusprechen.

So sind sie Alle; murmelte er vor sich hin, es sind

wahrhaftig zwei schwierige Dinge für einen Regenten: Gute Freunde und ein gut Gewissen.

Er winkte mit der Hand.

Vivré war entlassen.

Napoleon war offenbar in eine sehr üble Laune gerathen. An wen sollte er sich halten? Gegen wen sollte sein Zorn sich wenden? St. Arnaud, der Uebelthäter, war todt. Uebrigens traute Napoleon ihm einen solchen Streich zu. Er wußte, daß St. Arnaud andere Documente von seiner — Louis Napoleon's — Hand diesem herauszugeben sich geweigert und solche nach England gesendet hatte.

In wessen Hände waren diese Papiere gekommen, wo hatte sie St. Arnaud aufbewahrt, was enthielten diese Papiere? Waren es geschichtliche oder Familien-Documente? Rührten sie von den Bourbonen oder von dem ersten Napoleon her? — Diese Fragen beschäftigten den Kaiser, und es währte lange, bis er sich die Sache aus den Gedanken schlagen konnte.

Endlich zündete er sich eine neue Cigarre an und setzte sich an einen Schreibtisch, auf welchem eine große Karte von Europa ausgebreitet war.

Man hätte glauben können, der erste Napoleon wäre aufgestanden und brüte über Schlachtenplänen.

Alle Namen der Schlachten, welche der Kaiser

jemals geschlagen hatte, waren auf dieser Karte besonders bemerkt.

Welche Pläne verfolgte der Epigone des großen Feldherrn? — Glaubte auch er sich dazu berufen, die Tage von Marengo, Jena und Austerlitz in seiner Geschichte zu verzeichnen?

Oder tönten mit grellem Klang die Namen von Waterloo und St. Helena in seine Ohren?

Wohl eine halbe Stunde lang blieb Napoleon im Nachsinnen vertieft. Dann erhob er sich, und nur vier kleine Worte stahlen sich über seine Lippen, einen Blick in die Richtung seiner innersten Gedanken gestattend:

L'état c'est la peur!

II.

Ein Stückchen von einem ganzen Republikaner.

Bubichan war einer von den Glücklichen, welcher keiner Regierung jemals irgend eine Veranlassung zum Aergerniß gegeben; er war stets bemüht, sich als einen loyalen Unterthanen geltend zu machen. Die Bildnisse Ludwig's XVI., Ludwig's XVIII., Karl's X., Louis Philipp's und der beiden Napoleons, ein Stückchen Weltgeschichte repräsentirend, an dem, sollte man meinen, ein Jahrtausend sich sättigen, an dem Völker und Fürsten die Kunst zu regieren und sich regieren zu lassen, genugsam lernen könnten, hingen harmlos in seiner Gaststube neben einander.

Gleichsam als verschmähe es Bubichan's loyaler Charakter, irgend eine Kritik an einem Monarchen zu üben und ein Regiment dem andern vorzuziehen, waren diese sechs sich so durchaus unähnlichen Monarchenbilder in Größe von zwanzig Zoll abconterfeit.

Sehr viel schien Bubichan übrigens sich seine Loyalität nicht kosten zu lassen, denn die Bilder waren nichtswürdig in Oel geklext, und bei näherer Betrachtung ging dem Beschauer jede Hochachtung vor diesen Physiognomien, jeder Gedanke an königliche oder kaiserliche Würde und Majestät gänzlich verloren.

Ludwig XVI. sah aus, wie ein sich blähender Müller aus der Provinz, der im Begriffe steht, mit vollen Backen seine trägen Mühlenflügel in Bewegung zu setzen. Ludwig XVIII. war in so üppigen Farben aufgetragen, als sollten seine Wangen die Schminke des fürstlichen Glanzes symbolisch bezeichnen. Karl X. sah aus wie ein galanter Tanzmeister, und Louis Philipp wie ein gut genährter Landprediger. Beim Anblicke des Bildnisses des großen Bonaparte konnte der gute Bubichan leicht in Verdacht kommen, daß er sich selbst habe als Napoleon abconterfeien lassen, und dieser Verdacht war um so begründeter, als Bubichan in der That seine Gäste zuweilen damit unterhielt, sich einen kleinen Napoleonshut aufzusetzen, seinen Rock aufzuknöpfen, seine rechte Hand in die Weste zu stecken und auf diese Weise den großen Napoleon, wie er selbst sagte, täuschend darzustellen.

Mein lieber Bubichan, pflegte Legarde bei solchen Gelegenheiten zu sagen, was an Dir aller-

dings eine frappante Aehnlichkeit mit Bonaparte hat, das ist Dein dicker Bauch; wenn Du so dastehst, dann sieht er wirklich aus, als stecke Napoleon's Verstand zweimal darin.

Die anderen Gäste aber, welche weniger parteiische Kritiker wahrer Größe waren, behaupteten, daß Bubichan's Kinn mit Bonaparte's Kinn dieselbe charakteristische Ausprägung gemein hätte.

Napoleon III. endlich war so verzeichnet und hatte ein so widrig grimmiges Aussehen, daß man sich fast darüber wundern konnte, daß ein solches Porträt Bubichan noch nicht einen Proceß wegen Majestätsbeleidigung zugezogen hatte, was vielleicht in Rücksicht darauf unterblieben war, daß sowohl der Onkel wie der Neffe mit Lorbeerkränzen gekrönt waren.

Es war wohl möglich, daß einmal der Blick eines dieser sechs Fürsten auf Bubichan gefallen war; einmal war er aus seiner bescheidenen Anspruchslosigkeit hervorgetreten, und bisher war ihm auch nicht die geringste Anerkennung für seine Loyalität geworden; aber es war ein fester Grundsatz bei ihm, sich niemals mit einer Behörde in Conflict zu bringen; er stand stets mit der Polizei im besten Einvernehmen, und Niemand hatte es mehr erfahren als Bubichan, daß die Freundschaft der kleinen Frohn-

knechte der Gewalt mehr nützt, als die Feindschaft der Mächtigen zu schaden vermag.

Allerdings kostete diese Freundschaft Bubichan manchen Schoppen Wein, manche seiner schlechtesten Cigarren, manches Stück verdorbenen Braten, welcher durch eine pikante Sauce genießbar gemacht worden, und ähnliche Dinge, für welche ein Beamtenmagen so wenig wie der mancher anderer Menschenkinder unempfänglich ist; dafür aber stand der Ruf seiner Loyalität fest, und dennoch hatte dieser gute, fromme, loyale Bürger schon die gefährlichsten Feinde der Regierung beherbergt und ihnen ein Asyl gewährt, bis sie sich retten konnten.

Es ist nämlich keine üble Idee, wenn sich Menschenfreunde damit befassen, Asyle für politisch verfolgte Männer zu gründen. Oft genug verschlingt selbst nur ein kurzer Terrorismus eine nicht geringe Anzahl achtbarer und würdiger Existenzen, und viele edle und biedere Menschen werden gerettet, wenn sich ihnen ein solches schweigsames Asyl in nächster Nähe öffnet.

Was ein solches Asyl werth ist, haben oft genug selbst diejenigen empfunden, welche zu den Terroristen gehören; auch der jetzt allmächtige Napoleon mußte seinerzeit in der Schweiz und England das Asylrecht von seinen politischen Gegnern in Anspruch nehmen.

Viele Staaten haben ihren industriellen Aufschwung und ihre Blüthe gerade solchen Flüchtlingen zu danken, die politischer oder religiöser Fanatismus aus ihrem Lande getrieben, und welchen von toleranten Staaten gastfreie Aufnahme und friedliche Ausübung ihrer Culte gewährt wurde.

Preußen hat sich durch die Aufnahme der Refugies und der aus Holland geflüchteten Verfolgten viele Tausende intelligenter und gewerbthätiger Bürger gewonnen und von ihnen den ersten Anstoß zu einem sich so mächtig entfaltenden Aufschwung empfangen.

So ist England und Amerika groß und mächtig geworden durch unbeschränkte gastliche Aufnahme aller derjenigen, welche den Bedrückungen und der Verfolgungssucht ihrer Regierung sich zu entziehen gewußt.

Ja, in neuerer Zeit hat sogar die sonst so fanatische Türkei den flüchtigen ungarischen Helden ein Asyl gegen den Strick oder gegen eine Begnadigung zu Pulver und Blei gewährt.

An den Gestaden der Themse haben Feldherren, Prinzen und Könige so gut wie niedergeborene Bürger oft genug ein rettendes und schützendes Dach gefunden vor dem Schaffot und der Volksjustiz, und trotz alledem ist weder der politische noch der religiöse Fanatismus selbst in den aufgeklärtesten Staaten zur

Unmöglichkeit geworden. Möge er sich aber zeigen wo er wolle und in welcher Gestalt es auch immer sei, die Pflicht der Menschlichkeit erheischt es, daß, wo immer der Fanatismus sein Henkerwerk begonnen, für die Verfolgten sich so nahe und so schnell wie möglich die rettenden Asyle öffnen.

In einem Lande, welches innerhalb eines Jahrhunderts vielleicht ein Dutzend Revolutionen durchgemacht hat und in welchem innerhalb desselben Zeitraumes nicht weniger als fünf Monarchen ihre Throne eingebüßt haben, in einem solchen Lande, sollte man glauben, müßte jede Regierung viel eher als anderswo auf die Wandelbarkeit menschlicher Macht, und wenn solche auch noch so unbestritten und allgewaltig; auf die niederschmetternde Wucht der Volkskraft, wenn solche eine Zeit lang auch noch so sehr gedämpft und ohnmächtig erscheint, gefaßt sein: und in Voraussicht dieser Wandelbarkeit der menschlichen Dinge, welche die Geschichte auf jede ihrer Seiten eingetragen, sollten die Regierungen in Beurtheilung dessen, was der Strafcodex politische Vergehen und Staatsverbrechen nennt, nur Versöhnlichkeit und Milde walten lassen.

Mögen die Regierungen nicht glauben, daß sie durch Entfaltung selbst der imposantesten Macht und durch die grausamste Benützung einer augenblicklichen Allgewalt die Speichen des fortrollenden Weltgeschickes

auch nur um einen Augenblick aufzuhalten vermögen; und wo ihnen das scheinbar gelingt, da mögen sie darauf gefaßt sein, daß es bald genug mit verdoppelter Wucht über sie hinwegrollen und die machtlosen Mächtigen in den Staub werfen wird.

Sobald es in seiner Tabagie stille geworden, zündete Bubichan eine Laterne an und begab sich in das Mysterium seines dunklen und winkligen Hauses.

Ein Korb mit Speisen und Getränken, schwer und künstlich bepackt, hing an seinem Arme.

Es war eine seltsame Geschäftigkeit, welche den dicken Bubichan in Bewegung setzte, denn öfter kam und ging er; die Speisen und Getränke verschwanden; mit gefüllten Körben verließ er die Küche, welche sich hinter seiner Tabagie befand, mit leeren kam er wieder.

Als Bubichan aber zuletzt zurückkehrte, waren es keine Weine und Speisen, welche er in seinen Korb packte, sondern eine Medizinflasche und einige eingemachte Früchte; dann verschwand er in dem Gänge- und Treppengewinde seines Hauses, bis er eine ganz niedrige Thür öffnete, durch welche selbst der kleine Mann, nicht ohne sich zu bücken, in das Stübchen gelangen konnte, wo sein merkwürdigster Schützling sich befand.

In einem Kasten, der auf einer einfachen Fußdecke stand, lag ein Mann, oder vielmehr der Torso eines Mannes, über den nicht der Moder der Jahrtausende, sondern die Kugeln vieler Schlachten und die Shrapnels des zweiten Decembers hinweggegangen waren; der nicht unter den Fußtritten der Barbaren, sondern unter den Klingen der bluttrunkenen Säbelmänner verstümmelt worden war.

Kersousie, der Republikaner; Kersousie, der Mann von Eisen; Kersousie, der imposanteste, großartigste, majestätischeste Torso, der jemals im Staube und Moder der Vergessenheit der Unsterblichkeit aufbewahrt worden ist.

Es fehlten dem tapferen Haudegen Arme und Beine; nur kleine, unbedeutende Stumpfe waren statt derselben noch vorhanden; aber Kersousie's schöner männlicher Kopf war noch unversehrt, und das große, schöne, blitzende Auge, die prächtige Stirn, die römische Nase gaben diesem edlen Antlitze den Ausdruck eines Helden in des Wortes bester Bedeutung.

Kersousie hatte es dem Verluste seiner Glieder zu danken, daß er mit der Deportation nach Cayenne verschont geblieben. In den entsetzlichen Junikämpfen hatte er die furchtbare Barrikadenschlacht gegen Cavaignac geleitet und auf den Barrikaden

mit der Kaltblütigkeit eines Mannes gekämpft, dessen Element die Gefahr ist.

Zum Tode verwundet, mußte er den Kampf aufgeben; und wie einst Kosciuszko mit dem Ausrufe: Fines Poloniae! vom Pferde sank, so rief Kersousie, als er von der Barrikade fortgetragen wurde: La France est perdue!

Aber weder das bis auf den Tod verwundete Paris, noch der bis auf den Tod verwundete Kersousie waren verloren. Beide genasen, um ein nicht minder furchtbares Blutbad zu erleben — den zweiten December. Eine große Menge Arbeiter und Republikaner verhielten sich passiv. Sie hatten sich für die Juniniederlage an Cavaignac, an den Burggrafen und an der Bourgeoisie zu rächen. Aber Kersousie, kaum von seinen furchtbaren Wunden genesen, raffte sich auf, sammelte ein Häuflein der letzten Republikaner um sich, stürmte gegen die bluttrunkene Soldateska und kämpfte noch, als seine Getreuen fast sämmtlich um ihn herum niederkartätscht waren, bis er selbst zerfetzt und zerschossen auf das Straßenpflaster niedersank.

Aber es schien als scheute sich der Tod, die Größten der Republikaner Frankreichs in das Reich der Schatten zu entführen; Kersousie hielt die Folter von vier Amputationen aus, und in bitterm

Schmerze konnte er zu seinen Freunden noch sagen: Da seht mich, das Symbol unseres armen Frankreich, unserer glorreichen Republik, unter einem Louis Bonaparte!

Einen Helden ohne Arme und Beine fürchtete selbst der Erwählte des zweiten Decembers nicht. Man wollte den armen vermögenslosen Kersousie in ein Hospital unterbringen; aber es fanden sich einige Freunde, welche so viel Geld für ihn zusammenbrachten, daß er in einem Privathause in Pflege gegeben werden konnte. Die Sache hatte jedoch ihre Schwierigkeit. Derjenige, welcher das Warteamt bei dem verstümmelten Kersousie angenommen hätte, wäre unfehlbar in den Verdacht des Republikanismus gekommen. Damals zitterte ganz Frankreich vor dem Napoleon von Straßburg und Boulogne.

Da meldete sich Bubichan; keiner als er schrie wenn es galt, lauter und enthusiastischer das: Vive l'empereur! Er hatte das Kaiserreich fertig, noch ehe die alten imperatorischen Insignien aus der Rumpelkammer des Louvre herbeigeholt waren; aber dem republikanischen Torso eröffnete er ein Asyl in seinem Hause.

Ich bin ein Liebhaber von solchen alten Scherben; sagte er zu den Mouchards, die viel in seiner Tabagie verkehrten, was da? Ich laß mir diesen

zerbrochenen Republikaner für voll bezahlen. Es ist mein Geschäft; das ist Alles!

So wurde denn Kersousie Bubichan's Pensionär; die Regierung kümmerte sich um den republikanischen Torso jetzt noch weniger, als sie es sonst gethan haben würde; denn er war in der Hand eines loyalen Mannes, und machte diesen zugleich zum Wächter über ihn. — Der Torso war ja für Cayenne reif und nur seiner fehlenden Hände und Beine wegen stillschweigend begnadigt worden; aber er wurde doch immer als Gefangener betrachtet. Bubichan hatte den Befehl, den Torso nicht aus der Hand zu lassen und allwöchentlich einem gewissen Polizeicommissär Bericht über die Leute abzustatten, welcher den Torso regelmäßig besuchten.

Das that denn auch der gute Bubichan; aber wie lautete sein Bericht? — Kersousie hat am Sonntage den Besuch des Abbé Soundso empfangen, der erbauliche Gespräche mit ihm geführt; Muhme Soundso hat ihm eine Flasche Gelée gebracht und ihm einen Vers aus dem Gesangbuche vorgesungen; die kleine Jeannette war bei ihm, um ihm seine Cravatte zu machen. So oder so ähnlich lauteten regelmäßig Bubichan's Wochenberichte, und nach Verlauf von einigen Monaten wurde die Polizei dieser monotonen Mittheilungen überdrüssig und entband den

schlauen Bubichan von der Verpflichtung, ferner seine Wochenberichte zu machen.

Natürlich mußte ein Torso, wie es Kersousie war, eine ständige Pflegerin haben; es wurde aber dem arm- und fußlosen Helden unbequem, eine solche Wächterin um sich zu haben, die so leicht zur Verrätherin an ihm und seinen Freunden werden konnte. Kersousie machte ein Studium daraus, sich mit seinen armseligen Stumpfen allein zu helfen; seine Zähne wurden seine Finger; es ging ganz gut, und scherzend sagte der Torso: so gut wie Ziska, der Hussitenfeldherr, als völlig blinder Mann Schlachten geschlagen und gewonnen hatte, so traue er sich auch zu, nochmals in einer Barrikadenschlacht das Commando zu führen.

In der That war es auch nur ein Gedanke, von welchem Kersousie beherrscht wurde. Er sann fortwährend über Pläne, dem Napoleoniden da Garaus zu machen. Wenn man ihm von neuen Anstalten berichtete, welche gegen einen revolutionären Ausbruch gerichtet waren, dann schüttelte er bitter lächelnd seinen Mähnenkopf:

Er kann sich die Mühe sparen; sagte er, es bleibt ein Fleck, wo er verwundbar ist!

Das war also Kersousie.

Bubichan ging keinen Abend schlafen, ohne sei-

nem Torso die Erfrischungen für die Nacht zu bringen und ihm einen Vortrag über die Tagesneuigkeiten zu halten, die ihm in seiner Tabagie reichlich zuflossen. Bubichan hatte den ganzen Tag über vielen Zuspruch, namentlich aber verkehrten die Arbeiter und besonders Bauhandwerker bei ihm, denn sein Haus befand sich in der Nähe der großen Bauten, welche aus dem alten finstern, schmutzigen Paris ein neues machen sollten.

Mein lieber, dicker Bubichan, rief Kersousie seinem Wirthe zu, als dieser heute bei ihm eintrat, ich habe recht sehr auf Dich gewartet; wie steht es denn mit unseren Freunden?

Nicht so schlimm; versetzte Bubichan, indem er seinen Korb entleerte und Alles säuberlich auf die Fußdecke neben Kersousie's Bett stellte, sie werden wegen Hasardspiels einige Monate brummen müssen, und das ist Alles.

Und wegen der Sirenen?

Pah! — Man hat sie alle wieder laufen lassen bis auf eine.

Und wer war diese eine?

Nun, die Italienerin, Signora Gribaldi, wie sie sich nennt.

Ich kann eben nicht sagen, daß ich darüber böse bin, daß der Sache ein Ende gemacht worden ist.

Es war eine von Legarde's verzweifelten und bizarren Ideen, und er konnte wenigstens die Frauenzimmer beiseite lassen. Weiß man noch immer nicht, wer der Verräther war?

Bubichan lächelte sehr geheimnißvoll.

Ich weiß es nicht; die Mouchards, die mich besuchen, wollen diesmal nicht mit der Sprache heraus; aber ich glaube, es war Jeannette Dijou.

Und was ist mit der Gribaldi? Wer hat sie zu uns gebracht?

Sie kam mit Jeannette Dijou.

Und weiter weißt Du nichts von ihr?

Weiter nichts; aber ich hoffe bald mehr zu wissen; jedenfalls ist die Signora eine für manche einflußreiche Leute sehr wichtige Person.

Wie das, Bubichan?

Nun, ich habe wenigstens herausbekommen, daß sie mit dem Grafen Morny in Verbindung steht und daß sie von der Kaiserin empfangen worden ist.

Und Du sagst, Bubichan, daß sie im Gefängnisse ist?

Nein, Freund Kersousie, das sage ich nicht; ich sage nur, daß man sie zurückbehalten hat.

Und Du weißt nicht, wo?

Nein; Favre wollte mit der Sprache nicht her-

aus, und deshalb vermuthe ich, daß eine hohe Person damit im Spiele sein muß.

Konntest Du denn nicht auf einem andern Wege erfahren, wer Signora Gribaldi ist? Konntest Du Jeannette Dijou nicht fragen?

Ja, ich wollte; aber wo ist sie? Ich habe ja nach ihr gesucht, das weißt Du. Ich hätte dem armen Düroc gern die Gefälligkeit erwiesen; denn er liebt diese Dijou, der arme Junge, und wollte von ihr gerne etwas hören; aber Niemand weiß, wo sie geblieben ist, und bei Favre wollte ich nicht gern anpochen.

Der arme Düroc! seufzte Kersousie. Ich nehme großes Interesse an ihm; wenn man ihn nur nicht nach Cayenne schickt!

Das wird nicht geschehen; man hat ja durchaus keine Beweise dafür, daß sie etwas anderes als ihr Spielchen bei mir gemacht haben; und ich war ja vorher durch Favre unterrichtet; natürlich durfte ich Niemand warnen, denn wenn man die Gesellschaft nicht gefunden hätte, wäre ich in den Verdacht gekommen, mit ihnen unter einer Decke zu stecken. Ich wäre gebrandmarkt gewesen; die Regierung hätte mich zu den Verdächtigen gezählt und ich hätte keinem unserer Freunde mehr nützen können, mein guter Kersousie. Nun aber bin ich nach wie vor bei der Re-

gierung gut angeschrieben. Der größte Spaß war es ja, daß ich selbst bei der Gesellschaft war und meinem Freund Favre eine Nase drehte.

Dieser Favre, mein lieber Bubichan, wäre einer der Ersten, den ich hängen ließe, wenn ich jemals zur Gewalt käme; sagte Kersousie. Glaubst Du wirklich, daß er nicht weiß, was aus Jeannette Dijou geworden ist, und wo die Italienerin sich befindet? Wir müssen das erfahren, mein lieber Bubichan. Wir sind es dem armen Düroc schuldig, darnach zu forschen, obwohl das Mädchen es wahrlich nicht verdient. Aber die Liebe, Freund Bubichan, ist wie die Religion und die Freiheit; wer einmal von ihren glühenden Armen umfangen ist, drückt ihr den Stempel seines eigenen Werthes, seines eigensten Selbst auf. Diese Jeannette Dijou mag ein Teufel sein, ein ganz verworfenes Geschöpf, aber Düroc schmachtet nach ihr. Man muß ihm seinen Willen lassen. Und warum sollte sie nicht zu retten sein? Sagtest Du nicht, daß sie erst siebzehn Jahre alt ist?

Kaum so alt; sagte Bubichan.

Und dann mußt Du bedenken, daß wir auch darauf Rücksicht zu nehmen haben, daß sie vom reinsten demokratischen Blut abstammt. Ihr Vater —

Freilich; fiel Bubichan ein, der alte Dijou hat seine Frau in einem Anfalle von Eifersuchtsraserei

todtgeschlagen und ist deshalb zum Bagno verurtheilt worden; aber in den Julitagen war er einer der ersten Erstürmer der Tuilerien; und dann gab es keine Verschwörung, die darauf loszielte, den guten Louis Philipp los zu werden, bei der er nicht betheiligt gewesen wäre. Sein Sohn ist in seine Fußstapfen getreten —

Er war einer der Verwegensten und Tapfersten; fiel Kersousie ein, nie habe ich einen so jungen Menschen mit solcher Kaltblütigkeit und Bravour kämpfen sehen; er blieb stets an meiner Seite, und eben deshalb halte ich's für heilige Pflicht, seine unglückliche Schwester zu retten. Ein Mädchen, deren Vater im Bagno an die Kette geschmiedet ist und deren Bruder in Cayenne schmachtet, kann wohl einen Fehltritt begehen. Das ist es auch, was sie in den Augen des guten Düroc entschuldigt, und wir müssen sie zu retten suchen, Bubichan. Wer hatte sie denn in den Club gebracht?

Nun, wer anders als unser Mirabeau? Er brachte jedesmal eine Andere mit; für Alle verbürgte er sich, und doch bin ich überzeugt, daß Jeannette Dijou uns verrathen hat.

Halt, Bubichan; da fällt mir was ein.

Nun, was?

Glaubst Du nicht, daß der Mouchard Favre ihr Geliebter ist?

Favre? — Hm! — Möglich ist's.

Er muß Dir beichten, Bubichan.

Es ist ein Fuchs, dieser Favre; er ist der Kaiser von Paris, wie es Bonaparte von Frankreich ist. Er verräth sich nicht und man vermag nie hinter seine Geheimnisse zu kommen. Aber ich werde meinen besten Wein an ihm vergeuden, wenn er wieder zu mir kommt. Nun aber gute Nacht, Kersousie; es ist schon spät —

Halt, Bubichan! Wollte nicht heute der Engländer wiederkommen, der gestern mit Freund Picard bei uns war?

Nun, ich habe Freund Picard gebeten, vorläufig meine Tabagie nicht mehr zu besuchen. Favre sitzt ihm auf dem Nacken und würde ihn recht gut erkennen, obwohl Freund Picard mit jedem Rocke auch eine andere Perücke und einen andern Menschen anzieht.

Meinst Du, daß Favre ihn wieder erkennen würde?

Gewiß; er darf sich bei mir nicht sehen lassen, selbst nicht bei Nacht, so leid es mir auch Deinetwegen ist. Favre scheint gegen mich einiges Mißtrauen gefaßt zu haben. Wenn meine Freunde nicht

discreter sind, mein lieber Kersousie, dann werde ich auch bald in Cayenne sitzen.

Picard ist allerdings ein wenig rücksichtslos; er pocht auf seine vornehme Verwandtschaft.

Freilich pocht er darauf, und man wird ihm auch schwerlich etwas thun, so lange man ihm nichts Schlimmeres nachweisen kann, als seine ewigen Neckereien, durch welche er die Mouchards in Verzweiflung bringt; aber mein Renommée, Freund Kersousie!

Nun, guter, dicker Bubichan, Freund Picard soll sich mehr in Acht nehmen, ich werde ihm schreiben. Gieb mir doch meine Feder und Papier.

Und der Torso begann zu schreiben, indem er die Feder mit den Zähnen hielt.

So, mein lieber Bubichan, sende ihm morgen diesen Brief, und nun begieb Dich zur Ruhe, denn ich sehe, daß Du müde bist.

Bubichan wünschte seinem Freunde gute Nacht; als er wieder in seinem Vorderhause war, hörte er ein lautes Pochen.

Wer ist das? rief Bubichan aus, das kann nur die heilige Polizei sein, welche so unverschämt mitten in der Nacht pocht. Sie mag warten.

Das Pochen wurde energischer.

Bubichan zögerte noch immer; endlich öffnete er und Favre stand vor ihm.

So spät? rief Bubichan, was soll das bedeuten, Herr Favre?

Guter Freund, sagte Favre, ich komme diesmal nicht im Namen der Polizei; ich bin in eigener Angelegenheit hier.

Kann ich Ihnen einen Dienst erweisen, Herr Favre, mit Vergnügen!

Sie kennen Jeannette Dijou?

So ein wenig, Herr Favre; Sie wissen ja —

Nun, ich möchte ihr einen ganz sichern und doch verborgenen Aufenthalt verschaffen. In einem Privathause würde es Aufsehen machen, bei Ihnen aber nicht auffallen.

Sie wollen das Mädchen einsperren, Herr Favre?

Nun, einsperren eigentlich nicht; aber ich möchte es verhindern, daß sie unter die Leute kommt.

Sie würde sich also doch nicht freiwillig zurückziehen?

Vielleicht — vielleicht auch nicht.

Aber Sie wollen es auf dieses Vielleicht nicht ankommen lassen?

Nein, mein lieber Freund.

Ich bin Ihnen, wie gesagt, sehr gern gefällig, Herr Favre; aber ich möchte meinen guten Namen nicht aufs Spiel setzen; bedenken Sie, wenn mir daraus Ungelegenheiten entstehen könnten?

Durchaus nicht; ich werde die Sache mit aller Vorsicht ins Werk setzen. Es handelt sich nur darum, daß sie ein Zimmer in Bereitschaft halten, welches recht abgesondert liegt.

Mein lieber Herr Favre, ein solches Zimmer habe ich allerdings; aber wenn das Mädchen vielleicht Zeter schreien würde, das ließe sich durchaus nicht vertuschen.

Das wird sie nicht; sie wird vernünftig sein.

Um was handelt es sich denn, mein lieber Herr Favre?

Nun, das ist eine lange Geschichte, und ich will Sie und mich nicht aufhalten, denn es muß noch diese Nacht geschehen.

Noch diese Nacht! Nun, es ist erst Mitternacht. Kommen Sie doch herein, Herr Favre, wir trinken eine Flasche Wein mit einander.

Der Mouchard trat in die Tabagie und Bubichan setzte eine Flasche Wein auf den Tisch.

Ich will Ihnen mit wenigen Worten sagen, begann nun Favre, was das für eine Geschichte ist. Jeannette Dijou ist meine Geliebte, sie ist eines der hübschesten Mädchen, die ich je gesehen, und sie hat einen so genialen Humor. Weinen und Lachen ist bei ihr immer vereint. Es ist kein Wunder, wenn sie von allen Seiten Nachstellungen ausgesetzt ist. Aber

jedes Mädchen hat Ehrgeiz. Wenn sich ein Prinz, ein Herzog, ein Graf in sie verliebt — Sie verstehen mich, Bubichan. Jeden andern Nebenbuhler würde ich zu Boden schlagen — aber einen Grafen, der noch dazu ein Freund des Kaisers ist?

Also das Mädchen würde nicht hartherzig gegen den Grafen sein?

Nein, und sie würde sich natürlich auch nicht vor ihm verstecken; aber eine andere Sache kommt mir gerade sehr gelegen. Es ist das ein Mann, vor dem sie sich allerdings gern verstecken wird. Dieser Mann ist ihr Vater.

Der Bagnosträfling?

Der alte Dijou.

Der ist wieder frei?

Nun, seine Zeit wäre in wenigen Wochen um gewesen; aber es ist hier ein Mann, ein Jesuit, der bei der Kaiserin in großem Ansehen steht, der hat es, ich weiß noch nicht warum, durchgesetzt, daß der alte Dijou schon jetzt freigelassen worden ist, und hat ihn direct aus dem Bagno mit nach Paris gebracht.

Hm! — Das ist merkwürdig.

Nun, ich hoffe noch dahinter zu kommen. Der alte Dijou hat also sofort seine Tochter aufgesucht und ihr angekündigt, daß sie von nun an bei ihm wohnen und ein eingezogenes frommes Leben führen

müsse. Das ist es. Jeannette haßt nichts so sehr, wie ein eingezogenes, frommes Leben. Sie fürchtet sich vor ihrem Vater; sie sagte mir, er habe sie, als sie einen leisen Widerspruch gewagt, wie ein Tiger angepackt, und er sehe so entsetzlich mörderisch aus.

Und was treibt dieser Dijou? fragte Bubichan.

Nun, nichts; der Jesuit hat ihn in seine Dienste genommen und scheint ihn zu einem frommen Menschen machen zu wollen.

Wie heißt er?

Es ist der Italiener Falconi.

Gut; entgegnete Bubichan, ich bin also gern bereit, das Mädchen bei mir aufzunehmen, insofern sie Schutz vor dem alten Dijou sucht, aber zu ihrem Kerkermeister, Herr Favre, würde ich mich nicht hergeben. Sind Sie zufrieden?

Ganz zufrieden, Freund Bubichan; ich würde Sie nur bitten, das Zimmer in Stand zu setzen, denn ich komme in spätestens zwei Stunden mit ihr hierher.

Sie sollen Alles bereit finden.

Ich werde Ihnen bei jeder Gelegenheit gern wieder gefällig sein, Herr Bubichan.

Eine Hand wäscht die andere.

Favre entfernte sich und Bubichan eilte zu Ker-

sousie hinauf, um ihm die Mittheilung zu machen, daß Jeannette Dijou zu ihm kommen würde.

Die Sache hatte allerdings ihre Bedenklichkeit; Favre konnte durch einen öfteren Verkehr in seinem Hause leicht hinter Bubichan's Geheimnisse kommen, und auf die Dankbarkeit und Discretion eines Mouchard war nicht zu bauen. Dennoch konnte Kersousie sich mit Bubichan's Entschluß nur einverstanden erklären.

Das Zimmer, welches der Wirth „zur gelben Henne" für das Mädchen einräumte, lag im Vorderhause, aber nach hinten hinaus. Bubichan stattete es so comfortable als möglich aus.

Es waren kaum zwei Stunden verflossen, als Favre mit Jeannette Dijou ankam.

Jeannette, sagte Favre, Freund Bubichan!

Jeannette, sagte Favre, Du kennst Herrn Bubichan, es ist ein sehr guter Mann; er wird Dir Alles geben, was Du wünschest; Du wirst bei ihm sicher vor Deinem Vater sein. Ich denke, daß Du mit Deinem Asyle zufrieden bist.

Jeannette sah den dicken Bubichan mit einem unterdrückten Lächeln an, dann sagte sie:

Deine Wahl ist allerdings gut, Alfred, denn ich kann mich im Nothfalle hinter Herrn Bubichan selbst verbergen.

Bubichan lachte, Favre verabschiedete sich; in der „gelben Henne" wurde es still, obwohl zwei Leute noch wach waren und sehr angelegentlich mit einander plauderten.

Es waren Bubichan und Jeannette.

Herr Bubichan, sagte das Mädchen, ich bin gern zu Ihnen gekommen, denn ich habe Vertrauen zu Ihnen; ich fürchte mich allerdings sehr vor meinem Vater, aber ich fürchte mich auch vor Herrn Favre.

Ei! — Ich denke, Sie lieben ihn.

Ich habe ihn nie geliebt und werde ihn nie lieben; im Gegentheil, ich hasse Herrn Favre so sehr wie ich ihn fürchte.

Das ist seltsam; Sie leben ja mit ihm.

In Folge eines Zwanges, Herr Bubichan.

Wirklich? — Nun, ich bin neugierig, zu hören.

Herr Bubichan, sagte Jeannette, ich kann Ihnen das nicht sagen.

Ei, warum nicht, mein Töchterchen; ich denke, daß Sie zu mir Vertrauen haben?

Ja, bis zu einem gewissen Grade; ich kann Ihnen aber nicht sagen, was Jemand, den ich lieb habe, zu Grunde richten würde.

Also Sie haben Jemand lieb?

O, gewiß, mein Herr.

Und Sie wollen mir nicht sagen, wer das ist?

Nein, mein Herr.

Und Sie fürchten, daß Herr Favre diesem Manne schaden könnte?

Gewiß; er könnte ihn eben so leicht verderben, wie er ihn gerettet hat.

Nun, ich glaube, Fräulein Jeannette, daß Sie hier gerade an den rechten Mann gekommen sind. Ich muß gestehen, daß ich Ihnen sehr böse bin, denn Sie haben die Verrätherin gespielt; Sie haben meine Spielgesellschaft verrathen.

Ich, Herr Bubichan? Das ist nicht wahr!

Nun, dann verrieth sie Herr Favre, und Sie verriethen die Gesellschaft an ihn.

Auch das ist nicht der Fall. Ich wußte von nichts. Herr Constant führte mich ein; ich war ohne Herrn Favre's Wissen hier.

Herr Constant? Nun, wie kam es denn, daß Sie mit ihm gingen? Glaubten Sie Denjenigen hier zu finden, den Sie lieben?

Herr Bubichan, ich suchte Niemand und glaubte Niemand hier zu finden.

Und weshalb kamen Sie?

Um mich zu amüsiren.

Mit ganz fremden Männern?

Nun, Herr Constant sagte mir, es seien lauter Republikaner und junge Künstler.

Kennen Sie außer Herrn Constant noch irgend Jemand von denen, die Sie in der Gesellschaft angetroffen haben?

Jeannette schlug die Augen nieder.

Sie können ganz offen mit mir reden; sagte Bubichan, welcher Jeannettens Verlegenheit bemerkte, ich weiß, daß Sie Theilnahme verdienen. Ich kannte Ihre Mutter sehr gut; sie war eine brave Frau. Ihr Vater hatte sie stets mit seiner Heftigkeit, seiner Leidenschaftlichkeit und seiner Eifersucht geplagt. Der Gram hat sie getödtet. Auch Ihr Bruder war ein braver Mensch — —

Jeannette begann plötzlich so jämmerlich zu weinen und zu schluchzen, daß Bubichan ganz gerührt wurde.

Ah, sagte er, ich sehe, Sie könnten auch brav sein; Sie sind nicht gleichgiltig in Bezug auf das Geschick Ihres Bruders — —

Diese Bemerkung des wackern Bubichan brach den letzten Damm der Zurückhaltung des Mädchens.

O, rief sie aus, es ist ja um meinen Bruder, daß ich so geworden bin!

Um Ihren Bruder?

Herr Favre versprach mir, ihn zu retten; er schwor mir hoch und theuer, daß er es vermöge, und er that es auch.

Er that es?

Ja. Der Kaiser hat meinen armen Bruder so weit begnadigt, daß er wenigstens mit großer Rücksicht behandelt wird; vor kurzem hat er sogar ein Amt erhalten.

Ein Amt?

Jawohl; in Cayenne. Und Favre hat mir zugesichert, daß er spätestens in einem Jahre wieder nach Paris zurückkehren würde.

Haben Sie das von Ihrem Bruder bestätigt erhalten? Hat er an Sie geschrieben?

Nein, Herr Bubichan; seit mein armer Bruder deportirt worden, habe ich noch keine Zeile von ihm gesehen.

Nun, dann dürfen Sie Monsieur Favre auch nicht glauben.

Das wäre entsetzlich, Herr Bubichan! rief Jeannette aus. Ich befürchtete es ebenfalls; aber Herr Favre schwur so hoch und theuer; und wenn ich ihm untreu würde, so drohte er mir, dann würde ich meinen Bruder niemals wiedersehen.

Und von neuem begann das Mädchen zu schluchzen und zu weinen.

Hören Sie, mein Kind, sagte Bubichan nach einer Weile, wenn Sie mir Ihr Wort geben werden, daß Sie verschwiegen sein wollen, dann will ich mich

Ihrer annehmen. Ich will damit keineswegs sagen, daß ich Ihren Bruder retten kann; der Bedauernswürdige wird schwerlich noch zu retten sein; vielleicht ist er schon todt —

Jeannette schrie laut auf, als Bubichan das entsetzliche Wort aussprach.

Sie müssen sich mit diesem Gedanken vertraut machen, mein armes Kind, fuhr Bubichan fort, sonst wird Sie Monsieur Favre immerfort betrügen. Ich will gern zugeben, daß er viel vermag. Ich weiß, daß er ein Protégé des Grafen Morny ist; aber glauben Sie, daß er den Muth hat, für einen Deportirten ein Wort einzulegen? Niemals wird er das thun, am allerwenigsten für Ihren Bruder. Uebrigens würde er auch nichts thun können, selbst wenn er's redlich wollte. Da er doch weiß, wie sehr Sie an Ihrem Bruder hängen, würde es nicht dafür gesorgt haben, daß Sie ein paar Zeilen von ihm erhalten hätten? Seine Verwendung nnd der gute Erfolg derselben ist also entweder eine Lüge, oder Ihr armer Bruder ist in Cayenne längst vermodert.

O, mein Gott! rief Jeannette aus, das ist nicht möglich, Herr Bubichan; so schlecht kann Herr Favre nicht sein!

Ich will nicht sagen, daß er so schlecht ist, mein Kind; er liebt Sie zu sehr, um sich nicht jedes Mit-

tels zu bedienen, durch welches er Sie sich erhalten kann. Ich habe gegen Herrn Favre nichts, als daß er ein Mouchard ist; aber er wird es nicht lange mehr sein, wie er mir sagte, und eine Stelle als Polizeicommissär erhalten.

Ja, das versicherte er mir auch; sagte Jeannette, und dann versprach er mich zu heirathen.

Würde es gewiß nicht thun; fuhr Bubichan fort, rechnen Sie nicht darauf. Ich will Ihnen keine Vorwürfe machen, Fräulein Jeannette; nachdem ich weiß, welche Motive auf Sie wenigstens mit eingewirkt haben, vermag ich nicht den Stein auf Sie zu werfen; Sie sind betrogen, und leider ist auch der brave Düroc unglücklich geworden.

Als Bubichan den Namen Düroc aussprach, blickte er das Mädchen prüfend an.

Jeannette schlug abermals die Augen nieder.

Sie lieben Düroc wohl noch ein wenig? fragte Bubichan.

O, ich war ihm gut, entgegnete Jeannette, und ich würde ihm auch treu geblieben sein —

Und wenn nun Düroc Ihnen sagen würde: komm, Jeannette, werde meine Frau; wir verlassen Frankreich bis auf andere Zeiten —

Ach, Herr Bubichan, das könnt' ich nicht!

Und warum nicht, mein Kind? — Kannst Du

mir nicht sagen, ob Du einen Andern liebst, und wer dieser ist?

Ich kann nichts mehr sagen, Herr Bubichan.

Herr Favre weiß, daß Sie ein Verhältniß mit Düroc hatten?

Nein; ich habe es ihm nicht gesagt, um ihm nicht zu schaden.

Sie wußten also, daß Düroc mit in der Gesellschaft war?

Ja; ich erkannte ihn.

Der arme Junge kam ganz zufällig hinein; nun, ich hoffe, daß man ihn bald wieder loslassen wird, und dann werden Sie sehen, was Sie für ihn thun können.

Ach, Herr Bubichan, lassen Sie um Gottes willen Herrn Favre von dem Gespräche nichts ahnen, welches wir hier mit einander geführt haben; er wäre im Stande, mich meinem Vater auszuliefern, und dann bin ich verloren.

Ohne Ihren Willen sollen Sie nicht von hier fortkommen, das Versprechen gebe ich Ihnen.

Ach! gegen meinen Vater, wenn er wüßte, daß ich hier bin, könnten Sie nichts machen, Herr Bubichan; Sie würden ihn an nichts zu hindern vermögen, was er sich vorgenommen; er ist im Bagno noch viel entsetzlicher geworden, als er war.

Wir werden sehen, mein Töchterchen; vor allen Dingen beruhigen Sie sich. Gehen Sie jetzt schlafen; ich werde mir die Sache sehr überlegen und Ihre Angelegenheit für Sie führen. Ich habe Sie noch manches zu fragen, aber ich will Ihnen nicht den Schlaf rauben. Gute Nacht also. Seien Sie ruhig. Beschäftigen Sie sich mit dem armen Düroc; er liebt Sie so sehr; er verdient Ihren Undank nicht.

Bubichan wünschte nochmals gute Nacht und entfernte sich.

Als Jeannette allein war, sank sie nieder auf die Knie, und die Hände flehentlich emporstreckend, rief sie aus:

O, mein Gott, schütze ihn! schütze ihn!

III.

Signora Gribaldi.

Giuditta war eine Genueserin von guter Herkunft, aber ihr Vater war dem Spiele leidenschaftlich ergeben und hatte sein ganzes Vermögen dieser Leidenschaft geopfert. Die Mutter war aus Gram über diesen Verlust, welcher sie in die armseligste Lage versetzte, gestorben. So stand denn Giuditta, ohne irgend einen Anhalt, von allen Hilfsquellen entblößt, in der Welt da, aber sie hatte vom lieben Gott ein Gnadengeschenk erhalten, welches sie einigermaßen mit ihrem traurigen Geschick hätte aussöhnen können — eine ungewöhnliche Schönheit.

Ihr speculativer Vater, Marchese Brugazi, welcher zwar sein Vermögen, aber mit diesem keineswegs seine unglückliche Leidenschaft verloren hatte, wollte aus dieser Schönheit seines einzigen Kindes Nutzen ziehen, und seinen unausgesetzten Bemühungen gelang es, das arme Mädchen an einen Graukopf zu ver-

kaufen, welcher Handel ihn nicht nur aller Sorgen für die Zukunft seiner Tochter überhob, sondern ihm selbst noch ein Erkleckliches für seine Person einbrachte.

Diesem Mädchenverkauf ward allerdings der Name Ehe gegeben; die Unglückliche wurde nach der vorgeschriebenen Ceremonie dem Graukopf angetraut, er führte als fünfundsiebzigjähriger Greis das siebzehnjährige Mädchen vom Traualtare in die Brautkammer, nannte Giuditta seine Frau, seine Gattin, und glaubte nun das Recht, sie allein und ausschließlich zu besitzen, erworben zu haben.

Einige Wochen nach ihrer Vermählung kam ihre Freundin Lucie Forton, eine Pariserin, in Begleitung ihres Bruders Alfred zum Besuche nach Rom, wo Giuditta wohnte.

Die junge Frau weinte bitterlich, als sie Lucien ihr unglückliches Geschick mittheilte.

Aber warum, fragte Lucie, hast Du Dich nicht gesträubt, den Alten zu heirathen?

Mein Gott, das habe ich ja genug gethan; versetzte die junge Frau, ich habe meinem Vater wohl zehnmal versichert, daß ich den Alten nicht heirathen würde, aber es half mir nichts.

Du hättest fliehen sollen; sagte Lucie.

Das läßt sich leichter sagen, als ausführen. Woher sollte ich die Mittel nehmen?

O, es hätte sich schon ein Ritter für Dich gefunden. Giebt es denn in Genua keine jungen Leute, die so hübsche Mädchen gern entführen? Aber freilich ist solcher Entführung nicht immer zu trauen; man kommt von der Charybdis in die Scylla.

Ach, ich hatte durchaus keinen Bekannten! sagte die junge Frau schluchzend.

Keinen Bekannten, keinen Freund, dem Du Dich anvertrauen konntest? — Nun, ich begreife; Du hattest soeben erst das Kloster verlassen.

Ach ja, und als ich herauskam, hielt mich mein Vater beständig eingeschlossen und sagte, er würde mich erst frei lassen, wenn ich Frau wäre.

Und aus Ueberdruß dieser Gefangenschaft hast Du Dich in eine andere gefügt.

Nun, nicht gerade deshalb; aber mein Vater sagte mir, wenn ich ihm nicht gehorchte, würde er mich und sich zugleich ums Leben bringen. Er habe auf diese Verheirathung seine und meine Zukunft, also sein ganzes Lebensglück gebaut.

Arme Frau! rief Lucie. Du bist das Opfer eines hartherzigen Vaters; aber tröste Dich, Dein alter Graukopf wird ja hoffentlich bald sterben, und dann bist Du reich und frei.

Ach nein; er wird länger leben als ich; er wird

niemals sterben; er sieht gar nicht darnach aus; denn er ist noch fürchterlich lebenslustig.

Nun, so hast Du doch wenigstens die Mittel, Dich einigermaßen für das Deiner Jugend zugefügte Unrecht zu entschädigen.

Wie soll ich das anfangen? — Der Alte ist so eifersüchtig, daß er mich fast keinen Augenblick ohne Bewachung läßt.

Aber Du wirst doch die Mittel haben, diesen Wächter zu blenden, indem Du ihn bestichst?

Nein, es ist alles vergebens; ich bin rettungslos verloren, und meine Lage wird mir mit jedem Tage, mit jeder Stunde unerträglicher.

Du bist zu zaghaft, meine Liebe; entgegnete Lucie, Du bist schön und reich, und mit diesen beiden Schlüsseln solltest Du nicht die Thüren Deines Kerkers öffnen können? Es sollte Dir nicht möglich sein, einen närrischen blödsinnigen Alten zu betrügen?

Ach, der Alte ist durchaus nicht blödsinnig.

Er ist ganz gewiß blödsinnig, da er sich eine so junge Frau genommen hat. Er mußte es voraus wissen, daß sie ihn betrügen würde.

O, davor hat er sich gesichert.

Gehst Du niemals allein aus?

Niemals.

Nun, aber doch wenigstens nach der Kirche?

Selbst dahin darf ich nicht allein gehen.

Wer begleitet Dich denn?

Mein Mann oder mein Vater.

Ha, ha, ha! — Also Dein Vater ist Dein Cicisbeo? Das ist wahrlich hübsch, ein prächtiger Cicisbeo!

O, der bewacht mich gut. Bei dem geringsten Argwohn, hat ihm mein Mann erklärt, zu dem ich ihm Veranlassung geben würde, bei der allerkleinsten Untreue, würde er mich verstoßen, und in diesem Falle wird mein Vater der Rente verlustig, welche ihm mein Mann alljährlich ausgesetzt hat. Kann er nun einen bessern Wächter meiner Treue haben? Mich also zu bewachen, ist meines Vaters einziges Geschäft, dafür erhält er seine Rente, und er kann nun wieder spielen, wie zuvor.

Das ist abscheulich; sagte Lucie, aber es muß Dir geholfen werden.

Du siehst, daß ich mit keinem Herrn sprechen darf. Sobald sich mir ein junger oder alter Mann nähert, tritt mein Vater hinzu und nimmt für mich das Wort.

Aber Du wirst doch dazu nicht immer schweigen?

Mein Vater sagt: Verzeihen Sie, diese Dame ist meine Tochter und sie hat das Unglück, blödsinnig zu sein. Ich erröthe und schweige vor Zorn und

Scham, während mich Diejenigen, welche mich angeredet haben, mit einem mitleidsvollen Blicke verlassen.

Das ist zu arg! Alle meine Empfindungen empören sich gegen diesen unnatürlichen Vater. Aber Du mußt ihm durchaus zeigen, welche Rechte Du als Frau und Weib beanspruchen kannst; Du mußt Dich von dieser Sklaverei befreien.

Ach, Du mußt den Blick meines Vaters sehen, wenn ich nur die geringste Miene mache, ihm zu widersprechen. Ich weiß, daß er zum Aeußersten entschlossen ist, seine Augen brauchen mir nicht erst zu sagen: Du unterwirfst Dich unbedingt, oder ich tödte mich und Dich!

Nun, meine Liebe, sagte Lucie, die Wahl zwischen diesen beiden Dingen würde mir nicht schwer werden; ich glaube, Dein Leben ist so düster, daß es der Tod nur lichter, wenigstens nicht finsterer machen kann. Und wenn Du Dich zum Aeußersten entschließest, ist immer noch eine Möglichkeit vorhanden, daß das Glück, welches so oft dem Muthigen hilft, auch Dir einen Ausweg zeigt.

Wie aber soll ich das anfangen, meine Theure?

Besuchst Du keine Redoute?

Ich habe noch nie eine solche besucht, und ich glaube nicht, daß man mir es gestatten wird, einem so gefährlichen Vergnügen beizuwohnen.

Das mag sein; aber Ende dieser Woche wird eine glänzende Maskerade beim Marchese Ragazzi, mit dessen Frau ich sehr befreundet bin, veranstaltet. Erkläre Deinem Gemahl, daß Du diese Maskerade mitzumachen wünschest.

Wenn man es mir erlaubt, eine Maskerade zu besuchen, wird es sicher nur unter der einzigen Bedingung geschehen, daß mich mein Vater begleitet, und dann habe ich wieder nichts gewonnen.

Du wirst dabei sehr viel gewinnen.

Glaube das nicht; ich kenne den Alten und meinen Vater besser.

Das mag sein; aber Du wirst dennoch zum Ziele kommen, wenn Du auf meinen Plan eingehen willst.

Laß hören!

Wir haben Beide so ziemlich, ich möchte fast sagen sehr genau, einen und denselben Wuchs.

Laß sehen; stelle Dich hierher. — Ganz recht. Auch unsere Größe ist genau dieselbe; eben so ähnlich ist unsere Haltung, nur ist die meinige etwas zuversichtlicher; aber das thut nichts zur Sache, es paßt Alles vortrefflich, und wenn Du nicht gar zu unentschlossen sein wirst, muß unser Plan gelingen.

Ich begreife Dich noch nicht.

Nun, ich will Dich entführen.

Du willst mich entführen?

Gefällt Dir der Plan nicht? Ziehst Du es vor, die Gefangene eines geldgierigen Vaters und die Sklavin eines boshaften Graukopfes zu sein?

Aber, mein Gott, wohin willst Du mich denn eigentlich entführen?

Ich reise nach Paris; Du begleitest mich.

Aber ich habe kein Vermögen. Wovon wollen wir denn leben?

Man ist nie arm, wenn man schön ist. Es werden sich schon junge Leute finden, die sich in Dich verlieben; und Du heirathest, wer Dir gefällt. Wenn das übrigens auch nicht sogleich geschieht, so habe ich Mittel genug, Dich zu unterhalten.

Und mein Vater?

Wie? Hast Du mit einem Manne Mitleid, der einen so nichtswürdigen Mißbrauch mit den geheiligten Rechten treibt, welche ihm die Natur verliehen?

Es ist doch immer mein Vater; ich möchte nicht die Veranlassung seines Todes sein.

Drohen und ausführen sind zwei verschiedene Dinge. Ich bin überzeugt, daß Dein Vater nicht daran denken wird, sich das Leben zu nehmen. Ein Mann seiner Art findet immer die Mittel, seine Leidenschaft zu befriedigen.

Und wie willst Du es anfangen?

Dich zu entführen? Mein Plan ist höchst einfach, und deshalb ist er gut und leicht ausführbar. Wir verständigen uns jetzt über die Kleidung, die Du tragen wirst, und alles Uebrige macht sich dann von selbst. Du hast nur eine Sache dabei zu thun: der Maske zu folgen, die Dich entführen und welche einen türkischen Pascha vorstellen wird.

Einen türkischen Pascha?

Diese Verkleidung wird mein Bruder übernehmen; ihm kannst Du Dich furchtlos anvertrauen. Er wird Dich nach unsere Wohnung führen, und Du sollst daselbst nicht lange auf mich warten dürfen.

Das ist sehr abenteuerlich; ich will mir die Sache überlegen.

Gut, überlege Dir's, meine Liebe, und theile mir Deinen Entschluß mit; wähle Dir zugleich das Costüm, damit ich, im Falle Du auf meinen Plan eingehen willst, die nöthigen Vorbereitungen rechtzeitig treffen kann. Sei aus Liebe zu Deinem tyrannischen Vater nicht gar zu grausam gegen Dich selbst; glaubst Du aber, mit der Zeit Deine Lage verbessern zu können, nun, so trage Dein Kreuz mit Geduld; es kommt Alles auf die eigene Kraft und den eigenen Willen an.

Mit diesen Worten verließ Lucie die hübsche unglückliche Frau, welche beinahe noch ein Kind war.

Die nächste Zusammenkunft war auf den folgenden Tag festgesetzt.

Am andern Tage traf Lucie zur bestimmten Zeit mit der jungen Frau wieder zusammen. Man sah es dieser an, daß sie geweint hatte, und sie theilte Lucien mit, ihr Mann wolle sie nicht auf die Maskerade gehen lassen, sie aber habe ihm fest erklärt, daß sie dieselbe dennoch besuchen würde. Sie sei noch jung und habe ein Recht, die Welt, welche auch für sie da sei, zu genießen; sie habe einen Mann, nicht aber einen Gefängnißwärter geheirathet; sie sei in die Ehe, aber nicht in einen Käfig getreten. Sie würde also gehen, und wenn man sie von jedem Vergnügen zurückzuhalten suche, dann werde sie zeigen, daß sie kein willenloses Kind, sondern eine Frau sei.

Lucie freute sich eben so sehr über diese Erklärung, als der Mann der hübschen unglücklichen Frau, der eifersüchtige Alte, davon betroffen war. Sie zweifelte nun nicht, daß sich dieser mit ihrem Vater besprechen würde, und sie versprach Lucien, ihr am andern Tage das Resultat, welches diese Unterredung ohne Zweifel herbeiführen mußte, mitzutheilen.

Dieser Erfolg war zwar ein halber Sieg, der aber doch Luciens Plan sehr störend entgegenwirkte. Man gestattete der unglücklichen Frau, die Redoute

zu besuchen, aber ihr Vater sollte sie begleiten und — das Costüm wählen.

Das wäre nun so weit recht gut gewesen, wenn Giuditta nur gewußt hätte, welches Costüm ihr Vater wählen würde; aber dieser wollte nichts davon verlauten lassen, und sie konnte darauf gefaßt sein, daß sie bis zum letzten Augenblicke nichts erfahren würde.

Man mußte also von neuem Opposition machen, und die junge Frau hatte nun auch Muth genug gefunden, auf der begonnenen Bahn fortzufahren.

Sie erklärte also ihrem Cerberus geradezu, daß sie über das zu wählende Costüm allein entscheiden würde. Lucie war mit Giuditta darin übereingekommen, ein veilchenblaues Atlaskleid anzulegen, über welches sie einen Domino von weißem Atlas ziehen wollte; auch alles Uebrige an ihrer Kleidung wollten sie ganz übereinstimmend wählen. Lucie übernahm es, die Anzüge in Ordnung zu bringen, die Masken zu bestellen und ihrer Freundin die für sie bestimmte Kleidung zuzusenden.

Nach dieser Verabredung kamen die beiden Frauen noch einmal zusammen. Die junge Frau hatte ihren Willen durchgesetzt; den Betheuerungen ihres Vaters, er werde diese Auflehnung gegen seinen Willen nicht dulden, setzte sie die bestimmte Erklärung entgegen,

sich um seinen Widerspruch nicht kümmern zu wollen, und er gab endlich nach.

Durch diesen vollständigen Sieg ermuthigt, faßte die junge Frau Herz zu ferneren Schritten. Sie sagte zu ihrer Freundin:

Meine Liebe, ich will es versuchen, bevor ich meinen Mann verlasse und meinen Vater unglücklich mache, ob ich ihn nicht bestimmen kann, mir freie Hand zu lassen. Ich werde, um seine Lage nicht zu verschlimmern, meinem Manne gegenüber mein Benehmen nicht verändern, aber von meinem Vater verlange ich Nachsicht; er soll meinen Freunden nicht hindernd in den Weg treten, er soll mir nicht ferner den Weg versperren, wenn ich mich amüsiren will.

Dieser Vorsatz war zu vernünftig, zu edel, um ihm Widerstand entgegenzusetzen. Die beiden Frauen studirten sich nun einen kleinen Roman ein. Luciens Bruder nahm lebhaften Antheil daran und erklärte sich zu jeder Handlung bereit, die Giuditta nützen und ihr Schicksal erleichtern könnte. Er wählte die Maske eines Paschas. Der Roman versprach, recht interessant zu werden, und die Verschworenen konnten kaum den Tag der Maskerade erwarten.

Endlich waren sie so weit.

Der verhängnißvolle Augenblick war da. Lucie hatte eine andere Kleidung als die junge Frau ge-

wählt, jedoch hatte sie Kleid, Domino und die Maske, welche sie zur Doppelgängerin derselben machen sollten, in Bereitschaft.

Bald sah sie in dem bunten Maskengewühl ihre junge Freundin, und auch deren Vater erkannte sie. Er blieb ihr beständig zur Seite und wandte kein Auge von seiner im Saale herumflatternden Tochter ab.

Nun näherte sich ihr der Pascha.

Mit türkischer Gravität begrüßte er sie, erfaßte ihren Arm und führte sie dann fort. Der Alte folgte ihnen Schritt für Schritt. Lucie folgte ihnen ebenfalls in einiger Entfernung.

Nachdem sich die beiden jungen Leute ein Weilchen unterhalten hatten, steckte der Pascha der jungen Frau eine Blume zu, an deren Stengel ein beschriebenes Blättchen befestigt war, und entfernte sich.

Gleich darauf trat ihr Vater zu ihr und verlangte die Blume zu sehen. Sie löste das Blättchen ab und gab ihm die Blume. Er verlangte aber auch das Blättchen. Sie hatte den Inhalt, welchen sie schon kannte, zum Schein gelesen, und übergab nun ihrem Vater nach einigem Sträuben das Verlangte.

Das Zettelchen enthielt die Worte:

„Um elf Uhr finden Sie Ihren Pascha an dem

Haupteingange des Saales. Er hofft, nicht vergebens zu warten.“

Der Alte zerriß zornig das Blättchen, führte seine Tochter in ein Nebenzimmer und blieb dort eine gute Viertelstunde mit ihr.

Als sie wieder im großen Saale erschien, näherte sich ihr der Pascha von neuem, flatterte abermals mit der jungen Frau eine Weile im Saale herum und verließ sie dann.

Lucie folgte ihrem Bruder.

Nun, wie geht es der Armen? fragte sie.

Sie hat einen heftigen Auftritt mit dem Alten gehabt. Er wollte sie zwingen, sofort die Maskerade zu verlassen. Sie weigerte sich aber entschieden. Er stieß die fürchterlichsten Drohungen aus, und sie gab ihm dagegen die Erklärung, welche sie mit Dir verabredet hat, worüber er sehr betroffen wurde. Jedenfalls hat ihre energische Opposition eine gute Wirkung gehabt. Der Alte hat zwar seiner Tochter noch nicht nachgegeben, sondern sie vielmehr mit einigen Drohungen verlassen, aber er scheint jetzt mit sich zu Rathe zu gehen und zu überlegen. Der Alte ist ein Schlaukopf, der sich vor Uebereilung wohl zu hüten weiß. Wenigstens hat er die Drohung, mit mir anzubinden, sobald ich mich seiner Tochter wieder nähern würde, noch nicht ausgeführt. Wir müssen

die Entwicklung abwarten; ich werde aber seine Geduld auf eine harte Probe stellen. Wenn ich Dich verlasse, dann führe ich Deine Freundin in ein abgelegenes Zimmer. Sie wird sich demaskiren; ich muß durchaus ihr Gesicht sehen.

Du! Du! sagte Lucie, ihrem Bruder mit dem Finger drohend; Du scheinst den Roman um jeden Preis ausspielen zu wollen. Ich hoffe, daß Du Deiner Rolle nicht untreu und über unsern Plan nicht hinausgehen wirst.

Zitterst Du für mich? fragte der junge Mann mit schelmischem Lächeln.

O nein; ich bin weit entfernt, es Dir zu mißgönnen, wenn es Dir gelingt, die Arme ein wenig zu trösten.

Nach diesem Zwiegespräch trennten sich Beide. Luciens Bruder ging in den Saal zurück, seine Schwester folgte ihm.

Bald darauf hatte er die junge Frau wiedergefunden und wollte sich mit ihr entfernen.

Aber jetzt trat der Alte sehr entschlossen zu ihm heran.

Mein Herr, sagte er, ich dulde keine Geheimnisse mit dieser Dame!

Das wird wohl von dem Wunsche und dem

Willen dieser Dame abhängen; versetzte der junge Mann.

Ich hoffe, daß Sie den Willen Ihres Vaters respectiren werden; entgegnete der Alte.

Ich aber, mein Herr, werde mich Ihrem Befehle nicht fügen; versetzte die junge Frau in sehr bestimmtem Tone.

Kommen Sie! sagte sie dann zu dem jungen Mann.

Du bleibst hier! rief der Alte und erfaßte den Arm seiner Tochter, ziehst Du es etwa vor, hier einen Scandal zu machen?

Wie Sie wollen; versetzte Giuditta, ich bin hergekommen, um mich zu amüsiren, nicht um eine passive Zuschauerin zu sein.

Der Pascha führte die junge Frau fort.

Der Alte ließ sie gehen; aber er warf einen wüthenden Blick auf den Pascha.

Nun ging er eine Weile nachdenklich im Saale umher. Auf diese Energie seiner Tochter schien er doch nicht gefaßt gewesen zu sein. Gleichwohl mußte er es für besser gefunden haben, es lieber mit seinem alten Schwiegersohne, als mit seiner Tochter zu halten. Konnte er wissen, ob der eifersüchtige Alte nicht noch einen heimlichen Wächter bestellt hatte? Er ging entschlossen durch die Zimmerreihe. Lucie folgte

ihm wieder. Er öffnete das Cabinet, in welches sich der Pascha und seine Tochter zurückgezogen hatten. Sie war demaskirt. Die Beiden saßen wie ein verliebtes Pärchen. Der Alte sagte kein Wort und verschwand. Er hatte den Ballsaal verlassen.

Nun war es Zeit.

Sie waren jetzt, von dem Alten befreit, ungestört bei einander.

Ich habe nun Alles versucht; sagte die junge Frau, mein Vater will von seiner Handlungsweise gegen mich nicht ablassen; er hat es mir aufs entschiedenste erklärt und sein Benehmen sagt mir, daß er meinen Widerstand um jeden Preis brechen will.

Sie haben nun keine Wahl mehr; versetzte der junge Mann, Sie müssen fliehen. Wahrscheinlich ruft Ihr Vater Ihren Alten herbei, und Ihrem Manne gegenüber können Sie Ihren Widerstand nicht fortsetzen. Wenigstens wird er Alles aufbieten, Sie von hier fortzubringen.

Die Entfernung meines Vaters, wandte Giuditta ein, vereinfacht unsern Plan. Ich möchte doch selbst gern die Entwicklung mit ansehen. Laß uns unsere Kleider mit einander tauschen, dann kann ich ungefährdet hier bleiben.

Aber wie leicht ist es möglich, sagte Lucie, daß

Dein Vater mich bemerkt und beobachtet hat, und dann ist eine Entdeckung nicht unwahrscheinlich.

Dann verlassen wir jetzt den Saal, und der Knoten ist gelöst.

Luciens Bruder stand ganz nachdenklich da. Luciens Vorschlage muß ich mich widersetzen; sagte er endlich, überlaß es nur mir, den Roman auszuspielen. Ich bleibe jedenfalls hier.

Bleibst Du, dann bleiben auch wir; sagte Lucie, ich habe ebenfalls meine Rolle noch nicht zu Ende gespielt, und ich hoffe, daß es nicht ohne Vortheil für Giuditta geschehen wird.

Dann lassen wir es dabei bewenden; meinte Giuditta, wir tauschen unsere Kleider. Mein Vater war viel zu sehr mit mir und dem Herrn Marquis beschäftigt, als daß er noch ein Auge für andere Personen haben konnte.

Du hast Recht; laß uns keine Zeit verlieren.

Sie gingen in ein Ankleidezimmer, und die Metamorphose war bald geschehen. Die Intrigue sollte jetzt zur Entwicklung kommen. Es währte nicht allzulange, als der Vater der jungen Frau mit zwei anderen maskirten Personen in den Saal trat.

Der Eine hatte ganz die Figur des Alten; Haltung und Gang ließen wenigstens auf bedeutend vorgerückte Jahre schließen. Der Zweite war der Vater;

der Dritte mußte irgend ein unbekannter Helfershelfer sein.

Die drei Verschworenen flatterten, jeder auf seine eigene Hand, im Saale umher.

Es waren also Drei gegen Drei.

Die drei Herren suchten und glaubten bald gefunden zu haben, was sie suchten.

Der Pascha und seine Schwester Lucie begegneten sich und gingen, Arm in Arm, im Saale umher.

Bald darauf trat der Vater der jungen Frau zu ihnen heran und sagte mit energischer Stimme zu Lucien, die er für seine Tochter hielt:

Wenn Du Dich nicht vor aller Welt blamiren willst, so folge mir sofort. Ich habe Deinen Mann herbeigerufen und ihn bis jetzt noch zurückgehalten, mit Strenge gegen Dich aufzutreten. Sieh', dort steht er; Du wirst ihn schon kennen. Und Sie, mein Herr, fuhr er zum Pascha gewendet fort, ich hoffe, daß Sie es nicht weiter treiben und meine Tochter vor einem beschämenden Scandal, bei dem auch Ihre Ehre leiden würde, bewahren werden.

Lucie versetzte auf diese Anrede kein Wort; sie hatte wohl Ursache dazu.

Mein Herr, sagte der Pascha mit der gemüthlichsten Ruhe, Sie können sich nur selbst blamiren, wenn Sie Ihr so höchst ungerechtes Benehmen fort-

setzen. Ich bin, wie Sie sehen, ein Türke, aber ein wirklicher Türke, und zwar ein Pascha von drei Roßschweifen; mein Costüm ist kein erborgtes. Es wird mir daher nicht schaden, wenn ich den hübschen Frauen hold bin. Es ist Brauch in meinem Vaterlande, deren mehrere zu gleicher Zeit zu haben. Also lassen Sie uns in Ruhe; ich werde Ihnen nicht böse sein, wenn Sie mir Ihre Tochter, in welche ich wahrhaft verliebt bin, zur Frau geben wollen.

Das ist zu arg! rief der Alte.

Und warum ist das zu arg, mein Herr? Ist es nicht besser, einen jungen, als einen alten Mann zum Schwiegersohne zu haben? Wollen Sie denn durchaus das Unglück Ihrer Tochter? So lassen Sie ihr doch wenigstens einen Ersatz für das Elend, in welches Sie Ihr armes Kind versetzt haben.

Mein Herr, für diese Frechheit werden Sie mir Rede stehen! schnaubte der Alte. Und Du, folge mir endlich! wandte er sich hastig an seine vermeintliche Tochter, die kaum ihr Lachen zurückhalten konnte, meine Geduld ist zu Ende.

Er griff nach ihrem Arm, den sie ihm aber schnell wieder entzog.

Gut; sagte der Alte, Du willst es; so mag es sein!

Er entfernte sich eilig.

Lucie und ihr Bruder ließen sich traulich auf einen Divan nieder und saßen, Hand in Hand, neben einander, um ihren Spaß bis aufs Aeußerste zu treiben.

In diesem Augenblicke aber traten die drei Herren in's Zimmer und verschlossen es hinter sich. Lucie konnte sich nicht länger halten, und um nicht in ein unauslöschliches Gelächter auszubrechen, erfaßte sie die Hand ihres Bruders und wollte ihn fortführen. Aber augenblicklich donnerte ihr ein dreifaches Veto entgegen und sechs Arme faßten sie zu gleicher Zeit.

Das heißt doch den Spaß zu weit treiben! rief Lucie mit verstellter Entrüstung und ließ ihre Maske wie zufällig von ihrem Gesichte abgleiten.

Man denke sich die Bestürzung und die Ueberraschung der beiden Alten, als sie eine fremde Physiognomie sahen.

Lachend entfernten sich Lucie und ihr Bruder und ließen die Verdutzten in ihrer Verlegenheit wie die Narren stehen.

Im Saale trennten sie sich augenblicklich wieder. Lucie flatterte lustig und heiter wie ein Schmetterling umher, hütete sich aber wohl, mit Giuditta zu sprechen, welche alle Schüchternheit abgelegt hatte und sich mit den Masken ganz gut zu amüsiren schien. Die Alten krochen indessen im Saale umher, ver-

gebens bemüht, ihre entflohene Gefangene wieder aufzufinden, bei welcher Gelegenheit Lucie zu ihrer großen Freude noch verschiedene Male von dem Alten berührt wurde, welcher sich durch ihre Doppelgängerin völlig täuschen ließ.

Dieses Spiel mochte wohl eine Stunde lang gedauert haben; die zwei Verschworenen amüsirten sich köstlich; die beiden Alten hatten ebenfalls, wie es schien, noch einen Dritten zugezogen, welcher ihnen suchen half, und so waren es Drei gegen Drei.

Plötzlich tauchte noch eine vierte Maske auf, welche der Maske der beiden Freundinnen so ähnlich war, daß Luciens Bruder selbst getäuscht wurde, und während er dieser Maske folgte, verloren sich seine Schwester und deren Freundin im Gewühle. Vergebens suchte er diese auf; sie waren nirgends zu finden. Bald war auch die vierte Maske verschwunden, und der junge Mann stand rathlos in dem bunten Gewühle da.

Er glaubte, daß Lucie und Giuditta sich nach Hause begeben hätten, und wollte soeben den Saal verlassen, als sich eine Hand auf seine Schultern legte. Alfred blickte sich um; ein schwarzer Domino stand neben ihm.

Sie sind Herr Alfred Forton? fragte er.

Was wünschen Sie, mein Herr?

Sagen Sie mir, ob Sie es sind.

Zu dienen; und Sie?

Begeben Sie sich eiligst nach der Wohnung des Marchese Brugazi.

Was soll ich dort?

Beeilen Sie sich, wenn Ihnen das Leben Ihrer Schwester werth ist!

Mein Gott! Ich weiß die Wohnung des Marchese nicht.

Aber Ihr Kutscher weiß sie.

Der Domino entfernte sich schnell und verschwand im Maskengewühle.

Der junge Mann war so bestürzt, daß er keiner Ueberlegung fähig war. Er stieg in seinen Wagen und die Kutsche rollte davon. In kaum funfzehn Minuten hielt sie vor einem finster und unheimlich aussehenden Hause.

Hier also wohnt der Marchese?

Jawohl, Signore.

So warte, bis ich wieder herauskomme.

Gut, Signore.

Als Alfred sich dem Hause näherte, öffnete sich eine Thür, als wäre er schon erwartet worden; ein altes häßliches Weib grinste ihn katzenfreundlich an.

Ist der Herr Marchese zu Hause? fragte Alfred.

Er ist soeben gekommen.

Allein?

Nein, mit einer Maske; ich vermuthe, daß es natürlich seine Tochter Signora Gribaldi war.

Führen Sie mich zu dem Marchese.

Das Weib führte Alfred über einen langen, klosterartigen Kreuzgang; dann öffnete sie eine Thür; plötzlich erlosch ihr, wie durch Zufall, das Licht.

Ich werde bald wieder bei Ihnen sein; sagte die Alte, ich gehe nur um Licht zu holen.

Sie ließ Alfred allein, und die Thür fiel ins Schloß, ehe er es verhindern konnte. Es verging eine geraume Zeit, aber die Alte erschien nicht wieder. Alfred begann unruhig zu werden. Er lauschte, ob er nicht von irgendwoher Töne oder Schritte vernehmen könne; aber es blieb still und ruhig wie im Grabe. Er ging nach der Thür und versuchte, sie zu öffnen; aber sie war gut verwahrt und widerstand allen seinen Anstrengungen. Nun fing er an, die Wände zu betasten, ob nicht ein Fenster zu entdecken sei, aus welchem er um Hilfe rufen oder sich flüchten könne. Plötzlich stolperte er über einen Gegenstand, fiel nieder, und im Falle berührten seine Hände die Gliedmaßen eines, wie es schien, todten Körpers.

Alfred überrieselte es eisig kalt. Während einiger Minuten verharrte er regungslos in seiner Lage,

die Stirn gegen das Gebälk gelehnt, bedeckt mit kaltem Schweiß und an allen Gliedern heftig zitternd. Endlich fand Alfred seinen natürlichen Muth wieder; er raffte sich auf und setzte seine Untersuchung fort, und bald hatte er eine Thür entdeckt, die er mit leichter Mühe zu öffnen vermochte. Nun stand er an der Schwelle eines kleinen erleuchteten Zimmers; in einem großen länglichen Kasten, der als Bettstelle diente, lag ein Mensch mit einer Kapuzinerkutte bekleidet; er erhob sich jetzt, und indem er auf Alfred zutrat, schien seine Größe bis ins Gigantische zu wachsen. Er legte seine Rechte auf Alfred's Schulter und sagte mit einer tiefen Baßstimme sehr lakonisch:

Herr, Ihr Geld!

Alfred lag nichts daran, seine Börse zu verlieren; er war ein junger, lebenslustiger Mensch und wollte nichts weiter, als leben. Die Forderung, seine Börse zu geben, war ihm also, wenn auch unangenehm, doch keineswegs schmerzlich, und um sein Leben damit zu erkaufen, hätte er das Vermögen aller Millionäre der Welt, wenn es sein eigenes gewesen wäre, ohne zu zucken, hingegeben. Aber das Schicksal seiner Schwester lag ihm am Herzen, und daher sagte er zu dem Räuber:

Ich will Euch gern geben, was ich bei mir habe;

aber sagt mir um Gottes willen, ob ich hier nicht im Hause des Marchese Brugazi bin.

Keineswegs; versetzte der Räuber.

Also bin ich einfach hierher gelockt worden, um beraubt zu werden; dachte Alfred und griff in seine Tasche, um seine Börse hervorzuholen, aber wer beschreibt sein Entsetzen, als er vergebens in allen Taschen suchte und — nichts fand.

Es war nur zu gewiß; man hatte ihm seine Börse gestohlen, und der Gedanke lag ihm nahe genug, daß der entsetzliche Mensch, der ihm jetzt drohend gegenüberstand, einen Mord nicht scheuen würde, wenn er sich in der Hoffnung einer reichen Gelderernte betrogen sah.

Ihr seht wohl; sagte Alfred nach einem kurzen Entschluß, daß ich vergebens nach meiner Börse suche, die ich Euch ohne Sträuben geben würde; meine Börse ist mir auf dem Maskenballe im Gewühle gestohlen worden.

Wie, rief der Kapuziner, Sie wollen mir einreden, daß Sie Ihre Börse nicht mehr haben?

Es hülfe mir wenig, Euch das einzureden; versetzte Alfred, da Ihr Euch so leicht überzeugen könnt. Ich wiederhole es, daß ich Euch ohne Umstände meine Börse geben würde, denn Geld und Gold hat durch-

aus keinen Werth für mich. Laßt mich los, und ich gebe Euch mein Ehrenwort, daß Ihr die Summe erhalten werdet, die Ihr verlangt.

Lassen Sie hören; sagte der Kapuziner, wie viel Lösegeld bieten Sie?

Fordert! versetzte Alfred.

Tausend Dukaten werden für ein junges Leben, wie das Ihrige, nicht zu viel sein.

Das ist zu viel; entgegnete Alfred, ich kann Euch als ehrlicher Mann nicht mehr versprechen, als ich habe; also dreihundert Dukaten.

Das ist verteufelt schlecht geboten; versetzte der Bandit.

Es ist Alles, was ich besitze; sagte Alfred.

Ich will's mir ein Viertelstündchen überlegen; entgegnete der Kapuziner, lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden!

Mit diesen Worten schritt er rückwärts zur Thür hinaus; diese wurde wieder zugeschlagen und Alfred befand sich von neuem in der finstern Kammer. War es nun Einbildung, oder war die Leiche gerade in diesem Augenblicke in Fäulniß übergegangen — die Kammer füllte sich jetzt mit einem entsetzlichen Leichengeruch.

Alfred näherte sich wieder der Thüre, durch welche der Kapuziner verschwunden war. Es wurde

ihm entsetzlich unheimlich zu Muthe, denn es war in der That eine fürchterliche Situation, in dieser finstern Kammer, neben dem Leichnam eines, wie es den Anschein hatte, Ermordeten, abgeschlossen von aller Welt, ohne Waffen, in der völligen Gewalt erbarmungsloser Banditen und Mörder zu sein. Denn Alfred hatte alle Ursache zu glauben, daß er sich in einem Hause befinde, dessen Bewohner entweder selbst Haupt einer Räuberbande war, oder doch wenigstens mit einer solchen in Verbindung stand.

In diesem Momente glaubte Alfred ein Aechzen zu vernehmen. Er schrak empor. Es war ihm, als habe er den Ton in seiner nächsten Nähe gehört. Sollte der Leichnam noch nicht völlig todt sein? dachte er. Er beugte sich, seinen Abscheu überwindend, zu dem Leichnam hinab und betastete ihn, aber er war so steif und kalt, daß unmöglich noch Leben in ihm sein konnte. Alfred horchte abermals auf, und wiederum vernahm er das Aechzen. Nun tappte er mit den Händen umher, um den Gegenstand zu entdecken, der so klägliche Töne von sich gab; er suchte in allen Winkeln umher und sein Haar sträubte sich zu Berge, als er ein weibliches Gewand erfaßte; es war nicht mehr zu zweifeln, daß in der Kammer ein gemordetes Weib in seinen letzten Zügen lag oder soeben aus einer Ohnmacht erwachte.

Es währte lange Zeit, bis sich Alfred von diesem neuen Schrecken erholen konnte, bis er all seinen Muth zusammengerafft hatte, um die Frage thun zu können:

Wer ist hier?

Nur ein Aechzen, ein klägliches Wimmern gab ihm Antwort.

Ist denn aus dieser Mördergrube gar kein Entrinnen? rief der junge Mann außer sich, sprang auf und versuchte es noch einmal, die Thür zu öffnen; aber sie widerstand ihm eben so wie das erste Mal; alle seine Anstrengungen waren vergeblich.

Als Alfred sah, daß an kein Entkommen zu denken sei, übergab er sich dem Schutze Gottes, warf sich dann, sich zur Kaltblütigkeit zwingend, auf den hölzernen Stuhl und beschloß, ruhig abzuwarten, was das Geschick über ihn verhängen würde.

So saß Alfred wohl eine Viertelstunde in dumpfem Brüten; nichts regte sich, selbst das Aechzen hatte aufgehört; endlich aber begann etwas zu rascheln. Der junge Mann horchte auf; es war in seiner nächsten Nähe, im Zimmer neben ihm; es bewegte sich etwas; umsonst versuchte Alfred, die Finsterniß zu durchbrechen. Da plötzlich berührte ihn etwas;

eine Hand legte sich auf seine Knie, griff nach seinem Arm und nach seiner Hand.

Alfred sprang entsetzt auf.

Sind hier alle Schrecken der Hölle los? rief er, erwachen die Todten?

St! St! sagte eine leise Stimme, und Alfred sah eine Gestalt neben sich oder fühlte sie vielmehr; ein warmer Hauch berührte ihn.

Wer ist denn hier? fragte Alfred, durch die Stimme zwar beruhigt, doch aufs Höchste erregt.

Eine Unglückliche, die Sie retten will; antwortete die Stimme.

O, meine Dankbarkeit soll unbegrenzt sein; flüsterte Alfred, aber wie kommen Sie hierher? Waren Sie die Aechzende?

Alfred erhielt keine Antwort, aber er bemerkte, daß die Gestalt sich leise entfernte, und schritt ihr nach.

St! St! ertönte es abermals.

Alfred blieb regungslos stehen; es wurde wieder todtenstill.

So vergingen fünf Minuten.

Es ist nichts; sagte er endlich, und ich glaube, Sie können mir jetzt ungefährdet antworten. Was habe ich von Ihnen zu hoffen?

Es erfolgte keine Antwort.

Sprechen Sie; entreißen Sie mich meiner entsetzlichen Ungeduld!

Es blieb stumm wie im Grabe.

Alfred's Stimme war fieberhaft gereizt durch das Geheimnißvolle seiner Lage und der ihm so unverhofft angebotenen Hilfe. Aber wo war jetzt die Retterin? warum entzog sie sich ihm wieder auf eine so unerklärliche Weise? Sie mußte durchaus noch im Zimmer sein, denn er hätte sonst eine Thür öffnen hören, einen Luftzug wahrnehmen müssen. Das Zimmer war nicht groß — wohin konnte sie entschwunden sein?

Alfred tappte umher, und was er zunächst erfaßte, war abermals der kalte Leichnam; er beugte sich zur Erde herab und berührte wieder ein weibliches Gewand; ja, er hörte abermals ein leises, ganz leises Wimmern, und fühlte, daß in dem Gewande auch ein Körper war.

In diesem Moment wurde eine Thür geräuschvoll geöffnet, Licht drang in's Zimmer und der Kapuziner kehrte zurück. Alfred hatte sich rasch erhoben.

Nun, sagte er, indem er sich mit Aufgebot aller seiner Kräfte zu fassen und zu sammeln suchte, habt Ihr einen Entschluß gefaßt?

Folgen Sie mir; sagte der Kapuziner.

Wird sie, die mir Rettung versprochen hat, auf diesen Fall gefaßt sein? dachte Alfred.

Der Kapuziner wandte sich um; Alfred folgte ihm.

Er sah sich die Gestalt des Riesen genau an; im Handgemenge mit ihm hätte der junge Mann sicher unterliegen müssen, aber mit einem Dolche oder sonst auf irgend eine Weise bewaffnet, würde er den Kampf dennoch aufgenommen haben, obwohl es gewiß war, daß der Kapuziner unter seiner Kutte Waffen hatte.

Sie waren kaum zehn Schritte vorwärts geschritten, als der Riese den jungen Mann beim Arm packte, ihn ein paar Stufen hinunterzog und auf eine Bank niederdrückte, die sich neben einem großen Pfahl befand, der mit Ketten und Halseisen versehen war.

Was soll hier geschehen? fragte Alfred.

Nichts, versetzte der Kapuziner trocken, es ist nur bei uns Sitte, unsere Gefangenen so lange an diesen Pfahl anzuschließen, bis sie sich ausgelöst haben.

Ich werde mich aber an diesen Pfahl nicht anschließen lassen, entgegnete Alfred, ich gebe Euch die Versicherung als Ehrenmann, daß ich herbeischaffen werde, was ich vermag. Gebt mir einen Ort an, wo ich das Geld niederlegen kann.

Das geht nicht, versetzte der Kapuziner, ich könnte

Sie nur frei herumgehen lassen, wenn Sie sich in unsern Bund aufnehmen lassen.

In Euern Bund? Ihr meint in Eure Bande?

Nennen Sie es Bande, aber ich nenne es Bund. Aber selbst wenn Sie bereitwillig wären, einer der Unsern zu werden, müßte ich Sie doch an den Pfahl fesseln. Also bequemen Sie sich, ich habe die Mittel, Sie zu zwingen. Fügen Sie sich dem Unvermeidlichen, es ist der Gewalt gegenüber immer das Beste. Wenn ein Rebell erschossen, wenn ein Verurtheilter hingerichtet werden soll, muß er sich's ja auch gefallen lassen, und so weit sind wir noch lange nicht, denn ich hoffe doch, daß das Lösegeld herbeigeschafft werden wird.

Und wenn dies nicht geschehen wird? fragte Alfred.

Dann haben Sie nur die Wahl zwischen Tod oder Leibeigenschaft; die letztere währt aber nur ein Jahr, dann werden Sie freies Mitglied unseres Bundes.

Ich werde also das Meinige aufbieten müssen, daß das Lösegeld für mich herbeigeschafft werde; sagte der junge Mann, ich kann mich natürlich nur an meine Schwester wenden —

Der Riese lächelte geheimnißvoll.

Gut, sagte er, schreiben Sie also an Ihre

Schwester, sie möge morgen tausend Dukaten in der Schenke von Minus in der Stunde zwischen sechs bis sieben Uhr an eine Dame übergeben, welche sich daselbst aufhalten wird. Sie braucht sich nur an Herrn Minus zu wenden. Schreiben Sie aber zugleich, daß sie nicht glauben möge, wenn man sich der bezeichneten Dame etwa bemächtige, irgend etwas von Ihrem Schicksal erfahren zu können, denn sie ist gänzlich unwissend in Bezug auf Sie und uns; und wenn sie etwas wüßte, würde sie sich eher die Zunge ausreißen lassen, als irgend etwas zu verrathen.

Wenn das auch nicht wäre, sie würde doch nichts zu befürchten haben; entgegnete Alfred. Mein Vater war einmal in Madrid in einer ganz ähnlichen Lage und mußte sich ebenfalls mit einem Lösegeld loskaufen. Dann wurde er auf Ehrenwort entlassen, daß er an keinem von denen, die ihn festgehalten, Rache nehmen würde, wenn er einmal dem Einem oder dem Andern begegnen würde. Bald darauf sah mein Vater den Hauptmann der Bande an einem Orte, wo er völlig in seiner Gewalt und es ihm ein Leichtes gewesen wäre, ihn sofort der Justiz zu überliefern. Mein Vater trat an den Räuber heran und klopfte ihm auf die Schulter. Der Mann erschrak, denn er erkannte meinen Vater ebenfalls und war sich der großen Gefahr, in welcher er schwebte, sehr wohl be-

wußt. Aber mein Vater beruhigte ihn, indem er ihm zuflüsterte: Es freut mich, daß wir uns hier als alte gute Bekannte wiedersehen, und ich hoffe, daß, wenn einer meiner Freunde einmal das Schicksal haben sollte, wieder in Eure Hände zu fallen, Ihr den guten Dienst nicht vergessen werdet, den ich Euch jetzt leiste, indem ich vergesse, wie theuer ich Eure Freundschaft erkauft habe. Ihr habt von mir nichts zu fürchten.

Mit diesen Worten verließ mein Vater den Räuber, ohne ihm ein Haar zu krümmen, und der Mann war so gerührt von dem großmüthigen Benehmen meines Vaters, daß er ihm am andern Tage unter der Versicherung der treuesten Anhänglichkeit das Lösegeld zurücksandte, welches mein Vater für seine Befreiung hatte zahlen müssen.

Alfred hatte diese Geschichte, von der übrigens durchaus nichts erfunden war, nicht ohne Berechnung erzählt, und sie schien auch auf den Riesen einigen Eindruck zu machen, denn er sagte:

Das ist Alles ganz gut, aber Geschäft ist Geschäft, und das meinige ist, die Taschen aller Derjenigen zu erleichtern, die auf irgend eine Weise in meine Gewalt fallen. Geben Sie freiwillig die Summe, auf welche Sie taxirt sind, dann wird Ihnen kein Haar gekrümmt. Nur mit trotzigen, knauserigen Burschen,

die dumm genug sind, ihren Hals für ihre Börse einzusetzen, wird kurzer Proceß gemacht; denn sie verdienen es nicht, das Leben zu behalten, welches sie so thöricht aufs Spiel setzen.

Gut, entgegnete Alfred, gebt mir Papier, Dinte und Feder, und ich werde an meine Schwester schreiben, Alles, was sie vermag, zusammenzuraffen, um mich auszulösen.

Hören Sie, sagte der Kapuziner, Sie scheinen ein junger Mann von vielem Verstande zu sein; ich will Ihnen die Fesseln erlassen und ich hoffe, daß Sie dieselben Grundsätze wie Ihr Vater haben. Folgen Sie mir!

Der Kapuziner führte nun den jungen Mann durch mehrere lange Gänge. Das Haus schien ehemals ein Kloster gewesen zn sein; es hatte ganz die Bauart eines solchen. Endlich befanden sie sich in einer ziemlich wohnlich eingerichteten Stube; der Kapuziner schellte und ein junges Mädchen von blühender Schönheit trat herein.

Natalie, sagte der Kapuziner, hier ist ein Herr, der unser Freund ist; bringe uns eine Flasche guten Weins.

Es währte nicht lange, so kam das Mädchen wieder; sie setzte den Wein auf den Tisch, heftete ihr

großes schwarzes Auge auf Alfred und entfernte sich, ohne ein Wort zu sprechen.

Jemehr der Kapuziner trank, desto zutraulicher wurde er; Natalie mußte noch zweimal wiederkehren; beim dritten Male fand sie Gelegenheit, Alfred zuzuflüstern:

Seien Sie aufmerksam!

Alfred wußte nicht recht, was er mit dieser Warnung machen sollte. Worauf sollte er aufmerksam sein? Er nahm sich, soweit er nur irgend konnte, zusammen, um nicht berauscht zu werden, aber er hatte sich auch zu hüten, daß er nicht das Mißtrauen seines Wirthes rege machte, welcher zwar sehr zutraulich wurde, aber keineswegs seinem Gaste einen Einblick in die Mysterien seines Hauses gestattete, in welches er auf eine so verrätherische Weise hineingelockt worden war.

Als Natalie zum dritten Male erschien, steckte sie dem jungen Manne einen Zettel zu; aber so begierig Alfred auch war, ihn zu lesen, so schwierig wurde es ihm.

Endlich schien der Kapuziner genug zu haben; er erhob sich und sagte:

Sie können für diese Nacht in diesem Zimmer bleiben, wenn Sie etwas wünschen, dann drücken Sie

nur auf den Knopf hier. Morgen wird sich das Andere finden. Es ist spät. Gute Nacht!

Der Kapuziner entfernte sich, aber er schloß Alfred ein.

Sobald dieser allein war, las er den Zettel, welcher folgende Worte enthielt:

„Die unglückliche Tochter des Marchese Brugazi erwartet von Ihnen ihre Erlösung. Sie werden unter Ihrem Bette eine Kapuze finden, dieselbe ziehen Sie an. Mit dem Glockenschlage vier verlassen Sie leise das Zimmer; die Thür ist geöffnet. Sie gehen den Corridor hinab. Wenn Ihnen Jemand begegnen sollte, dann kreuzen Sie die beiden Zeigefinger, während Sie die Arme über den Kopf emporstrecken. Redet Sie Jemand an, dann antworten Sie: Die Schlange hat die Spur gefunden. Sind Sie den Gang hinabgeschritten, dann pochen Sie an die letzte Thür linker Hand; sobald die Thür geöffnet wird, sagen Sie: Seid wie die Leichname. Sie werden dann eingelassen werden; aber nehmen Sie sich in Acht, es wird finster sein. Nach einigen Schritten gelangen Sie an eine kleine Treppe, welche fünf Stufen hat, diese steigen Sie hinab, öffnen eine Thür, die Sie leicht entdecken werden, und dann werden Sie sich in einem großen, hell erleuchteten Saale befinden, wo

Sie eine Versammlung von Männern sehen werden, welche sämmtlich Kapuzen tragen. Nehmen Sie ohne Weiteres Ihren Platz ein. Es wird nicht auffallen, wenn Sie schweigen, obwohl es gut sein wird, wenn Sie dann und wann mit Ihren Nachbarn einige leise Worte wechseln. Merken Sie sich Straße und Haus, wo Sie sich jetzt befinden; dann verbrennen Sie meiner Sicherheit halber diesen Zettel. Der Himmel nehme Sie in seinen Schutz! Wenn Alles mißglücken sollte, werden Sie den Muth haben, zu sterben. Einen Dolch finden Sie in der Kapuze."

Alfred kam erst jetzt einigermaßen zur Besinnung; einen Ausgang aus diesem Labyrinth von Geheimnissen und Vermuthungen vermochte er nicht zu finden. Das aber schien ihm fast zweifellos zu sein, daß Giuditta sich hier befinden müsse. Wo aber war Lucie? Jedenfalls war sie wohl nicht in Giuditta's Schicksal verwickelt, sonst würde der Kapuziner nicht die Anweisung an sie auf Zahlung des Lösegeldes angenommen haben.

Doch Alfred hatte nicht Zeit, nachzugrübeln; es galt zu handeln. Er fand die Kapuze und den Dolch, las den Zettel noch einmal und verbrannte ihn an dem Lichte, welches der Kapuziner ihm zurückgelassen

hatte. Als er mit seiner Verkleidung fertig war, wollte er die Thür öffnen, aber sie war verschlossen.

Fast im selben Momente schlug es vier Uhr; dem Klange nach konnte die Uhr nicht weit entfernt von dem Zimmer sein, in welchem sich Alfred befand. Dieser horchte mit fieberhafter Spannung. Als die Schläge der Uhr verklungen waren, ergriff er wieder den Thürdrücker, aber die Thür war noch immer verschlossen.

Hatte Natalie ihn vergessen? — War sie gehindert? — Hatte er ihre Worte mißverstanden?

Jetzt that es ihm leid, daß er den Zettel schon verbrannt hatte; er suchte und forschte im Zimmer, ob sich irgendwo ein Schlüssel befinde, so unwahrscheinlich ihm dies auch schien; er fand nichts. Noch einmal untersuchte er die Thür und war nicht wenig freudig überrascht und erstaunt, sie nun aufgeschlossen zu finden.

Welch ein seltsames Wesen! rief Alfred aus; warum kam sie nicht zu mir herein? Ich hörte nicht das geringste Geräusch, und doch läßt sich nicht annehmen, daß das Schloß sich so leise öffnen läßt.

Alfred war bereit; aber ehe er das Zimmer verließ, betete er inbrünstig zu Gott; dann trat er hinaus. Als er kaum einige Schritte gegangen war, sah er einen Mann von riesiger Größe aus einer

Stube heraustreten; er hatte ebenfalls eine Kapuze an; Alfred machte das Zeichen und ging an ihm vorüber. Bald darauf hörte er Thüren öffnen und schließen, und von allen Seiten kamen die in Kapuzen gehüllten Gestalten heran.

Es begann zu läuten.

Alfred gelangte zugleich mit einem halben Dutzend Kapuziner in die finstere Vorhalle und in den hell erleuchteten Saal; es waren kaum sechs Leute anwesend, es waren aber Plätze für fünfzig da.

Wäre Alfred mit dem Orden der Todtenbrüderschaft näher vertraut gewesen, er hätte vielleicht eher errathen, wo er sich befand.

Es waren in Zeit von einer Viertelstunde wohl an dreißig Leute versammelt; sie saßen um einen langen Tisch.

Es wurde sehr lebhaft gesprochen; aber Alfred blieb schweigsam, war aber ein um so eifrigerer Zuhörer.

Endlich erhob sich einer von ihnen, klingelte und begann:

Freunde! Unser Abgesandter ist heute mit wichtigen Nachrichten in Rom angelangt. Er hat die Patrioten Falfieri und Marodi in Genua gesprochen. Folgende Parole ist für ganz Italien ausgegeben:

„Der Aufstand soll Ende Juni an vier verschiedenen Punkten zugleich ausbrechen; nämlich in Turin, in Genua, in Livorno und in Calabrien. Waffen und Munition sind in großen Massen an den ersten beiden Orten angelangt. Das National-Comité in Turin ist in Alles eingeweiht; Piemont wird gezwungen werden, den Aufstand zu unterstützen. Der Führer der Expedition ist Pisacane. Sammelplatz der Patrioten: Genua."

Pisacane? rief eine Stimme, wer ist dieser Pisacane?

Ein Neapolitaner, der Herzog von San Giovanni, einer der beherztesten und tapfersten Männer Italiens.

Das ist nicht möglich! rief jetzt eine andere Stimme, der Herzog von Giovanni dient leider einem Bonaparte.

Wenn Pisacane Führer der Expedition ist, dann ist Alles zu hoffen; nahm ein Dritter das Wort. Ich kenne seinen Muth und seine Einsicht.

Es kann wohl unter uns nur Eine Stimme darüber laut werden, rief wiederum ein Anderer, daß, wenn man in Genua die Fahne der Freiheit erhebt, wir in Rom nicht die Hände in den Schoß legen dürfen.

Wir können in Rom nicht eher etwas unter-

nehmen, bis die Erhebung auf den anderen Plätzen Italiens siegreich ist; wurde von Alfred's Nachbar ausgesprochen.

Alfred erkannte nun wohl, daß er sich inmitten einer politischen Versammlung befand; aber waren diese Verschwörer, diese freiheitsbegeisterten Männer Räuber und Mörder? Wie konnte er das, was er in diesem Hause bisher gesehen und erfahren, mit Freiheit und Patriotismus zusammenreimen?

Es hatte sich inzwischen wieder ein anderer Redner erhoben.

So spricht die Feigheit, sagte er, wer Muth hat, wartet nicht, sondern schlägt los, je eher desto lieber!

So kann vielmehr nur die Tollheit sprechen; Rom hat zehntausend Franzosen in seinen Mauern!

Und wenn es Hunderttausende wären! rief die andere Stimme wieder, muthige Männer zählen ihre Gegner nicht.

Aber sie geben sich nicht zum Kanonenfutter her. Wir sind auch des Volkes nicht sicher. Den Aufstand hier in Rom zu organisiren und auf eigene Faust, ohne Hilfe von anderen Theilen Italiens, auszuführen, das ist eine Unmöglichkeit.

Dann müssen wir Römer uns die Freiheit, rief

der erste Redner wieder, von unseren Brüdern also schenken lassen.

Der Präsident der Versammlung sah sich genöthigt, die Klingel zu ergreifen, um den Zwiespalt, der auszubrechen drohte, zu beschwichtigen. Aber es gelang ihm nicht; es fielen zwischen den Anwesenden immer mehr harte Worte und Beleidigungen, bis endlich einer der Verhüllten sich die Kapuze abriß und mit donnernder Stimme rief:

Wer wagt es, mich zu beleidigen? Herunter mit der Kapuze! herunter, sag' ich, wer Muth hat! Ich zeige mein Antlitz Jedem, selbst Demjenigen, der Lust hat, mich zu verrathen. Ich bin Groiola, der Pfaffen- und Franzosenschlächter.

Alfred begann zu begreifen und zu ahnen, wie sich in diesem Hause Politik und Banditenhandwerk die Hände reichten.

Groiola war ein in ganz Rom und Neapel ebenso bekannter wie gefürchteter Name. Sowohl in den Abruzzen wie auch im Silawalde und in der Campagna Romana brachte sein Name Schrecken und Entsetzen hervor. Gegen die höheren Geistlichen, gegen bekannte Verräther an der Sache Italiens, gegen Oesterreicher und Franzosen führte er einen unerbittlichen Kampf. Die grausamsten Handlungen sollte er nach der Sage der Leute begangen haben;

wer in seine Hände fiel, wurde nach dieser Sage unter den gräßlichsten Martern getödtet. Er wurde deshalb der „Schlächter" genannt. Ein hoher Preis war auf seinen Kopf gesetzt, aber er spottete aller Nachstellung. Trotz der Verwegenheit, mit welcher er oft mitten unter seinen Feinden erschien, hatte man seiner nie habhaft werden können. Er selbst liebte es, Entsetzen und Furcht vor seinem Namen zu verbreiten. Alle die ihn kannten und in Verbindung mit ihm standen, wußten, was an diesen Gerüchten Wahres und Falsches war.

So viel hatte aber auch jetzt Alfred schon erkannt, daß nicht wenige der Anwesenden auch hier vor diesem Manne zu erzittern schienen.

Herunter mit den Verhüllungen, sag' ich! donnerte er. Diese Kutten bergen nur zu leicht den Verräther. Wir können uns einander frei ins Antlitz sehen, wir kämpfen für ein und dasselbe große Ziel. Wir wollen uns von Angesicht zu Angesicht kennen lernen. Herunter also mit den Kapuzen!

Die meisten der Verschworenen ließen sofort die Kapuzen vom Haupte fallen, und Alfred sah entschlossene und männliche Gesichter. Mehrere jedoch blieben verhüllt, und zu diesen gehörte natürlich auch er selbst.

Es bemühten sich Einige, Groiola abzuhalten,

gegen die Verhüllten Gewalt zu gebrauchen. Aber Groiola hatte bereits ein Terzerol unter seiner Kutte hervorgeholt und rief:

Der Erste, der mich hindert, ist des Todes!

Einer der Verhüllten drängte sich zur Thür und suchte zu verschwinden. Niemand schien ihn zu bemerken und an seiner Flucht zu hindern. Plötzlich aber stürzte Groiola wie ein Löwe auf ihn zu, packte ihn und schleuderte ihn mitten in das Zimmer zurück.

In einem Nu war ihm die Kapuze vom Haupte heruntergerissen.

Ein leichenbleiches Antlitz stierte Groiola an.

Er mochte noch so muthig sein, er mußte wohl erkennen, daß er verloren war.

Wer ist der Mensch? riefen fast alle Anwesenden zu gleicher Zeit aus.

Ein Verräther! — Ein Spion! klang es in der Runde.

Ein Dutzend Dolche waren zu gleicher Zeit auf ihn gezückt.

Ruhe, meine Herren! rief Groiola, dieser Mensch hier ist mein. Es hat Niemand das Recht, ihn zu tödten. Er soll ohne Richterspruch nicht sterben. Er mag sich vertheidigen, wenn er kann.

Wer sind Sie? fragte Groiola nun, gegen den Enthüllten gewandt.

Ich bin der Marchese Brugazi, versetzte dieser.

Kennt ihn einer der Anwesenden? fragte Groiola.

Ich kenne ihn, rief eine Stimme, und ich weiß, daß der Marchese Brugazi die Religion, die Freiheit und die Aufklärung auf gleiche Weise haßt.

Sie sind also hier, fragte Groiola den Marchese, um uns an Antonelli zu verrathen?

Ja, deshalb bin ich hier.

Es ist gut, entgegnete Groiola, Sie sind verurtheilt durch sich selbst. Sie gehören zu den Männern, zu den Helfershelfern jenes ruchlosen Pfaffengesindels, welches das schönste Land der Welt zu einer Räuber- und Banditenhöhle macht.

Ihr macht es dazu, entgegnete Brugazi, Rom ist ein Heiligthum.

Das sollte Rom sein, ist es aber nicht, seitdem die Päpste sich zu den würdigen Nachfolgern eines Tiber und Nero gemacht, seitdem ein Alexander aller Sitte und Religion Hohn gesprochen, seitdem ein Borgia mit Dolch und Gift ganze Provinzen Italiens an das Petrimonium Petri gebracht. Rom ein Heiligthum? — Ich will von den alten Sünden schweigen und nur von der neuesten Zeit sprechen. War es nicht ein Kardinal Rivarola, welcher 1828 beinahe sechshundert Personen aus politischen Gründen verurtheilte? Sind seitdem nicht Verurtheilungen

in Masse, Hinrichtungen und Einkerkerungen an der Tagesordnung gewesen? O, wir haben ein sehr genaues Register geführt. Im Jahre 1850 konnte das milde Regiment des Papstes Pius IX. 1644 Hinrichtungen, im Jahre 1856 19,000 Verbannte zählen. Mehr als 12,000 politische Gefangene schmachten in Euern entsetzlichen Kerkern; mit jedem Jahre seit 1850 wuchs die Zahl der Unglücklichen um Tausende. Vor der Welt nehmt Ihr die Miene eines milden väterlichen Regimentes an; nach innen gekehrt, seid Ihr Tiger und Wölfe! Die Regierung unserer Päpste war nie etwas Anderes als ein Söldnerregiment. Alles ist bei Euch für Geld feil: die Ehre, die Würde, die priesterliche Weihe, die Gerechtigkeit. Alle Verhältnisse in Rom sind im Zustande der Fäulniß. Die Politik ist nichts als der elendeste Macchiavellismus. Euer ganzes Pfaffenregiment ist eine wahre Heuschreckenplage für das Volk, nichts als Intrigue, babylonische Verwirrung, ein Labyrinth von Skandal, Schmutz, Wucher, Blödsinn, Dummheit und Böswilligkeit. O, Euer jetziger Beschützer, der Herr Bonaparte Napoleon, der Neffe jenes Mannes, der Euch ebenfalls so gut verstanden hat, sagt es und hat es sogar geschrieben und drucken lassen: Es ist unnütz, gegen die Priesterherrschaft in Rom zu conspiriren, ihre eigenen Waffen, ihre eige-

nen Handlungen kehren sich wider sie! — Wahrlich, Eure Feinde brauchen Euer Urtheil nicht zu sprechen; fragt Eure Freunde, und diese werden Euch verdammen.

Ein tiefes Schweigen trat ein, als Groiola zu sprechen aufhörte.

Der Marchese Brugazi ließ seinen Blick kalt und ruhig über die Versammlung schweifen und sagte dann:

Die Regierung des Papstes mag ihre Mängel haben, aber mit dem Dolche in der Hand bessert man sie nicht. Die heilige Kirche ist Euer Aller Mutter; wenn sie schlechte Eigenschaften zeigt — die Kinder dürfen ihre Mutter nicht verachten, nicht verdammen, nicht tödten. Ihr seid Mörder!

Ist das Alles, was Sie uns zu sagen haben? fragte Groiola.

Alles, nur daß noch mein Fluch fehlt! Aber Ihr seid ohnehin verflucht.

Ihr Fluch ist Segen! rief Groiola aus. Beten Sie, wenn Sie wollen, denn Sie werden nicht lebend über diese Schwelle treten.

Trotz Eurer Dolche, wenn Gott es will!

Bete, Brugazi! Schließe Deine Rechnung mit dem Himmel ab, Verräther!

Ja, Ihr seid verrathen! versetzte Brugazi.

Schließt jetzt selbst Eure Rechnung mit dem Himmel ab. Ihr mögt wissen, daß dieses Haus von Sbirren und Soldaten umstellt ist, daß Ihr Alle hier Gefangene seid und Niemand von Euch entkommen wird.

In demselben Moment vernahm man von draußen das Geklirre von Waffen; die Thür wurde aufgestoßen, große, dreieckige Wachstuchhüte wurden sichtbar, Gewehrläufe blitzten, man hörte das Anschlagen der Karabiner.

Groiola's Augen sprühten Funken; es erdröhnte ein Schuß, fast lautlos sank Marchese Brugazi, von Groiola's Kugel getroffen, zu Boden, dann aber erlosch plötzlich das Licht, ein lauter, donnerähnlicher Knall erfolgte, dann ein Aufblitzen. Die Soldaten und Sbirren sahen die Verschworenen in ein anderes Zimmer stürzen; sie stürmten nach; nun aber erdröhnte ein noch stärkerer, donnerartiger Schlag, — ein zweiter, — ein dritter, — es war, als wenn das Haus bis auf den Grund erbebte; die Flammen prasselten empor; zwischen den Anstürmenden und den Flüchtigen thürmte sich eine Feuermauer auf; man vernahm ein Aechzen, den Ruf: Jesus Maria!

Durch die Straßen tönte der Schreckensruf:

Feuer! Feuer!

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Das Haus, ein ehemaliges Kloster, brannte völlig nieder, und unter den Trümmern zog man mehrere Leichname hervor. Sämmtliche Verschworene waren entkommen und mehrere Personen durch einen französischen Offizier gerettet worden. Unter den Geretteten befand sich auch Signora Gribaldi; unter den Getödteten Lucie.

Giuditta kannte die Geheimnisse des niedergebrannten Hauses und der Verrätherei ihres Vaters; aber sie kannte auch das Geheimniß ihrer Rettung.

Der vermeintliche französische Offizier war kein Anderer als Groiola.

Seltsamerweise war ihr Gatte Gribaldi in derselben Nacht plötzlich am Schlage gestorben; vielleicht hatte ihn auch der Aerger getödtet.

Signora Gribaldi war also in dieser Nacht zugleich von einem tyrannischen Vater und einem eifersüchtigen, mißtrauischen Gatten befreit worden.

Sie war jetzt eine reiche, unabhängige Dame, aber sie war nicht mehr die harmlose junge Frau von ehemals; ihr Haus wurde der Mittelpunkt aller revolutionären Umtriebe, sie stand mit allen Römern von Bedeutung in Verbindung, jede Partei suchte sie zu gewinnen, und sie war klug genug, den Anschein anzunehmen, als gehöre sie keiner an.

Aber sie gehörte Groiola an.

Wie war dieser merkwürdige Mann zu dem geworden, was er jetzt war, der Schrecken aller Tyrannen und der grimmigste Feind des Kirchenregiments?

Er hatte ein merkwürdiges Leben hinter sich. Seine Eltern hatte er frühzeitig verloren, er wurde von einem Vicar erzogen, welcher ihn für den geistlichen Stand bestimmte.

In Folge dessen lehrte er den Knaben, der einen sehr guten Kopf hatte, so viel er ihn nur immer lehren konnte, er zog die Aufmerksamkeit der Jesuiten auf sich und wurde in eines ihrer Collegien untergebracht.

Groiola war immer etwas träumerisch, der Knabe hatte eine lebendige Phantasie, sein Aeußeres versprach sehr viel und der Vicar stellte ihm die glänzendste Zukunft in Aussicht.

Die Jesuiten können Alles werden, sagte er. Niemand in der Welt habe mehr Anspruch auf eine große Zukunft. Der geringste Jesuitenpater könne die Herrschaft über die Mächtigsten der Erde erlangen. Jeder schlichte Pater könne General des Ordens werden. Dieser stände dem Papste gleich, wenn nicht gar noch über demselben.

Solche Aussichten reizten den Ehrgeiz des Knaben.

Damals regierte Metternich über Italien. Napoleon's Fall hatte den Nationen nichts genützt.

Statt der ausländischen Despoten machten sich die inländischen wieder fühlbar und verhaßt. Die Reaction hatte mit allen Institutionen wieder aufgeräumt, die ein aufgeklärtes Jahrhundert gebieterisch erheischte. Italien stand wieder unter der Herrschaft der Finsterniß. Die Jesuiten schienen sich nicht allein dieses Landes, sondern aller Länder, ja der ganzen Welt bemächtigen zu wollen. Es schien, als wenn die Parole der Jesuiten das Losungswort der Herrscher über die Völker geworden:

Perinde ac cadaver!

Seid wie die Leichname!

Das Alles aber wußte Groiola damals noch nicht zu beurtheilen.

Du mußt entweder Hammer oder Ambos sein, hatte ihm der Vicar einst gesagt, werde Hammer! Den Jesuiten gehört die Zukunft. Sie können nicht mehr ausgerottet werden. Der Jesuitismus ist in das Fleisch und Blut der Menschheit übergegangen. Ihn kann keine Gewalt mehr austreiben, so wenig wie die Gottheit und der — Teufel auszutreiben sind.

Als die Jesuiten 1594 aus Frankreich vertrieben wurden, soll ihr General Agnaviva gesagt haben:

Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, wie

Wölfe hausen wir, wie Hunde wird man uns vertreiben, wie Adler werden wir uns wieder verjüngen.

Es scheint, als wenn die Geschichte wenigstens theilweise diese Worte zu einer Prophezeiung gemacht hätte.

Als Groiola fand, daß er nur Ruhm und Ehre ernten könne, übergab er sich mit Leib und Seele seinem Collegium.

In der That, mit Leib und Seele; sein Denken und Wollen gehörte nicht mehr ihm selbst. Blinder Gehorsam gegen seine Obern wurde fortan die Richtschnur seines Lebens.

Der Knabe sollte nicht mehr selbständig denken, bis in die tiefste Abgeschlossenheit seiner stummen Gedanken hinein griff der eiserne Wille seiner Vorgesetzten.

Es begann nun ein entsetzliches Exercitium, — noch heute die Grundlage der Jesuitenerziehung.

Die geistige Elasticität und Schwungkraft muß durch todte Mechanik unterdrückt, gebrochen und dem Zwecke des Ordens vollkommen dienstbar gemacht werden. Da werden zunächst auf ein Papier Linien gezogen von verschiedener Größe, welche der Größe der Sünden entsprechen. Ist der Geist zu einer völlig mechanischen Handhabe eines Willens außerhalb des Individuums herabgedrückt, dann wird auch der

Körper stumpf und unempfindlich gegen individuelle Eindrücke gemacht! Der Zögling wird zum Beispiel in ein finsteres Zimmer eingeschlossen, hier muß er sich niederwerfen, bald vorwärts, bald rückwärts, bald sitzen, bald wieder aufstehen, dabei in bestimmte Ausrufungen ausbrechen. Bei diesem Exercitium ist jede Bewegung selbst das Ausstoßen und Einziehen des Athems, vorgeschrieben, die Stoßseufzer, die Dauer der Gebete, die größere und geringere Stärke der Stimme, die Pausen, — dazwischen Fasten, Kasteiungen und Geißelungen, letztere jedoch nach Vorschrift mit dünnen Geißeln, die nicht zu tief dringen und der Gesundheit nicht schaden.

Endlich werden der Phantasie ganz bestimmte Grenzen angewiesen, innerhalb welchen sie sich erstrecken darf. Sie muß sich so bestimmt und lebendig die Hölle ausmalen, als habe sich die Seele bereits darin befunden und die Eindrücke derselben vollkommen behalten. Alle Abtheilungen sind aufs genaueste beschrieben, die letzte ist ein Flammenmeer, von Ungeheuern und in dasselbe versunkenen Seelen erfüllt. Aber nicht allein das Auge muß sich in diese Schreckenswelt versenken — der Zögling hört das Jammergeschrei der Gemarterten, er riecht Schwefel und Leichengeruch, den Geruch verbrannten Fleisches; er hört die Ausrufungen der Verzweiflung, sieht die

Verzerrungen der furchtbar Gepeinigten, ihre Thränen, ihre Angst, — die Bitterkeit des Schuldbewußtseins, welches sie durchschauert, wie es die Nerven durchwühlt und die Fibern spannt und zerreißt, wie sie sich krümmen, winden, wie sie vergehen und dennoch nicht sterben können.

Eben so genau muß sich der Zögling in die Leiden Christi versenken. Auch den kleinsten Umstand muß er sich einprägen, als habe er Alles selbst mit erlebt, sei überall gegenwärtig gewesen, derart, daß er sogar den Flächeninhalt, die Zahl der Schritte, der Länge und Breite nach, des Gartens von Gethsemane angeben muß. Auch das Reich Christi muß er sich mit allen seinen Details vergegenwärtigen.

Zwei Jahre dauert diese Lehrzeit, — eine unauflösbare, endlose Kette von Selbstverleugnungen, Askese, Abtödtung, — ein phantastisches, bizarres Leben.

Hat der Novize diese zweijährige Lehrzeit zur Zufriedenheit überstanden, dann wird er als Ordensmitglied aufgenommen; aber die Lehrzeit ist damit noch nicht geschlossen und geht durch alle Abstufungen der Professen hindurch.

Der junge, feurige Groiola hielt es nicht zwei Jahre aus. Er und ein anderer Zögling, Sollpin, ergriffen eines schönen Tages die Flucht, die sie schlau

genug vorbereitet hatten. Sie bestiegen ein englisches Schiff in Genua, machten, von dem Kapitän besonders begünstigt, der namentlich an Groiola Gefallen fand, einige Reisen nach allen Zonen der Welt, bis das Schiff unterging und der Kapitän selbst beim Schiffbruch ertrank.

Aber Groiola wurde wunderbar, nachdem er vierundzwanzig Stunden auf einer Planke umhergetrieben, gerettet. Ein portugiesisches Schiff nahm ihn auf. Auf demselben befanden sich einige wilde Thiere aus Afrika, die nach Europa gebracht wurden. Die Reise war lang, und Groiola beschäftigte sich unausgesetzt mit den Bestien. Es regte sich eine besondere Neigung in seiner Brust. Er dachte an seine Jesuitenlehrzeit und daran, was durch consequente Methode aus einem Menschen gemacht werden könne. Er sah sich die Löwen, Tiger, Affen und Leoparden auf dem Schiffe genau an, studirte ihre Natur, glaubte aus tausend Kleinigkeiten zu ersehen, daß auch die Thiere Vernunft besitzen, welche sich bis zu einem gewissen Grade durch eine passende Methode ausbilden lasse. In diese Idee vertiefte er sich. Mit derselben Lebendigkeit, mit welcher er sich ehemals die Hölle ausgemalt hatte, zauberte er sich jetzt das Paradies vor, wie es belebt von der Thierwelt war, über welche der Mensch die vollkommenste Herrschaft hatte. Die

Herrschaft über sich selbst zu erlangen und in Folge davon das wilde Thier zu bändigen, das erschien dem träumerischen Groiola als das höchste Ziel, als die höchste Kunst und Wissenschaft des Lebens. Seine jesuitischen Vorstudien kamen ihm in einer Beziehung dabei vortrefflich zu statten. Der Körper, das Thierische, sollte durch das Geistige vollkommen beherrscht werden. Das sei die Aufgabe gewesen, die Gott Adam gestellt und die er nicht begriffen hatte, und ohne deren Erfüllung die Menschheit nie mehr ins Paradies eintreten könne. In dieser Aufgabe liege alle Religion, alle Erziehung, alle Weihe, alles höhere Streben. Daraus aber entstehe die Herrschaft, die sich in Allem weiser Begrenzung unterwerfe. So entstehe die sittliche Basis der Gesellschaft, so begründe sich die Familie, der Staat, — und das höchste Gesetz als Medium zwischen Gott und Menschheit, — die sittliche Freiheit, d. h. die sittliche Fessel, um den sich sein schwingender und bewegender Menschengeist geschlungen. Der denkende Mensch soll herrschen, der denkende Mensch soll gehorsamen. Keine staatliche Organisation darf in Mechanismus ausarten; das Individuum steht unter dem Geiste, der Geist unter dem Gesetz, das Gesetz unter Gott. Gott selbst ist die höchste sittliche Freiheit in der höchsten sittlichen Gebundenheit.

Groiola bändigte und zähmte den Löwen.

Loyola, der Stifter des Jesuitenordens, hatte im Nothfalle nur dreißig Tage verlangt, um den menschlichen Geist willig und dergestalt unfrei zu machen, daß er sich wie ein Stab gebrauchen lasse, den man aufnehmen und wegwerfen kann, ohne den leisesten Widerstand zu empfinden. — Ja, in dreißig Tagen sollte die freigeborne Menschenseele sein: perinde ac cadaver! — Groiola war dreimal dreißig Tage auf dem Schiffe, und der Löwe war gezwungen unter das Gesetz eines sittlichen Willens! Fessellos, haftlos näherte sich der König der Wüste seinem Bändiger, dem Winke seiner Augen, der Bewegung seiner Hand gehorchend; er konnte hungrig sein bis zum Verschmachten und Groiola ihm ein Stück Fleisch vorwerfen, der Löwe rührte es nicht an, bis ihm Groiola durch ein Augenblinzeln zu verstehen gab, nun könne er seiner Natur Folge leisten.

Dieses Kunststück schien ihm das Höchste, welches er in der Zähmung der thierischen Natur zu leisten vermochte. Die Leute, welche es sahen, trauten ihren Augen nicht; sie glaubten nicht, daß das furchtbare Thier Hunger haben könne. Sie wurden überzeugt. Sie begriffen nicht, auf welche Weise Groiola in so kurzer Zeit über das wilde Thier eine solche Herrschaft erlangen konnte. Und nie hatte er sich schwerer

Mittel bedient, nur einer dünnen Reitgerte, die er sich in einem Stationsorte gekauft hatte; aber Groiola hatte das Geheimniß durch unaufhörliches Betrachten des Thieres und unausgesetztes Nachdenken ergründet. Die Mannschaft des Schiffes, voll Bewunderung für den Jüngling, schoß so viel Geld zusammen, daß sich Groiola den Löwen kaufen konnte. Nun zog er von Land zu Land. Seine Menagerie vermehrte sich. Jedes Thier unterlag ihm, den wildesten Tiger zähmte er, selbst die Hyäne. Wenn man ihm ungläubig bemerkte, daß er die Thiere wohl ganz jung, nachdem sie eben geworfen, erhalten habe, weil es unmöglich erscheine, so reißende Thiere in ihrer ganzen gewohnten Wildheit, nachdem sie in Wald und Wüste groß geworden, auf solche Weise zu zähmen: dann sagte er stolz, ohne im geringsten beleidigt oder gekränkt zu scheinen:

Bringt mir den Wald und die Wüste mit all ihrem Gethier!

Und nun mußte man Groiola sehen, der wirklich ein Apollo geworden. Sein Körper war durchaus nicht gigantisch; nichts an ihm verrieth ungewöhnliche Kraft, aber Geschmeidigkeit, Biegsamkeit und Gewandtheit. Sein Bau war von classischer Regelmäßigkeit, von einer edlen Plastik, über seinen ganzen Körper war ein geistiger Hauch ausgebreitet, nichts

Rohes, nichts Plumpes, nichts Unharmonisches — ein Alcibiades!

Und so mußte man ihn sehen, in antiker Gewandung, oder mit entblößtem Oberkörper und nackten Beinen, zwischen den Thieren liegen oder stehen mit classischer Ruhe in den griechischen Zügen, zwischen Löwen und Tigern, von Panthern und Leoparden umspielt — ein zauberisches Bild in der That. Adam im Paradiese, ein Hirte unter seiner Heerde! Welche erhabene Majestät lag auf dem Antlitze des jungen Mannes! Nicht stolzer und hehrer konnte ein Cäsar inmitten der besiegten Tausende stehen.

Was Wunder, wenn er Bewunderung erregte, wohin er kam; wenn er die Männer- und Damenwelt auf gleiche Weise elektrisirte; wenn eine geistreiche Frau von ihm sagte, er sehe aus, als habe seine Stirn der Himmel geküßt! Er fand begeisterte Amazonen, die sich seinen Excursionen anschlossen; auch viele tapfere und muthige Männer folgten ihm, namentlich ein Engländer, der jüngere Sohn einer der besten Familien, welcher das Glück gehabt, ohne Primogenitur ein ungeheures Vermögen zu erben — Sir James Blackforth.

Wohin setzte Groiola nicht den Fuß, wo ließ er nicht Spuren seiner Schritte zurück? Wo gab es einen bekannten Fleck der fünf Welttheile, den er

nicht betreten hätte? Wohin bisher kein Europäer gedrungen, wohin sich kein Fremder zu begeben gewagt, unangefochten verweilte er dort. Die wildesten Menschen respectirten ihn, wenn er mit seinem Löwen oder in Begleitung eines Tigers kam. Die rohesten Menschen achteten ihn wie einen König. Ja, an vielen Stellen vergötterte man ihn, und was sonst Niemand von diesen rohen oder übermüthigen Menschen ohne Anwendung zwingender Gewalt erlangt haben würde, ihm ward es als freiwilliger Tribut der Achtung, der Verehrung und der Liebe dargebracht! So bezwang er die menschliche Natur durch den bloßen Zauber seiner persönlichen Erscheinung, durch seine hohe Würde, welche selbst das wildeste Thier auf so bewunderungswürdige Weise anzuerkennen schien.

So durchwanderte Groiola die afrikanischen Steppen und Reiche der vielen kleinen, oft recht wilden Könige und Häuptlinge, er durchwanderte Asien, Indien, Japan und China, und so nach Abenteuern der gefährlichsten Art mit Menschen und Thieren, kehrte Groiola nach einer Reihe von Jahren nach Europa zurück.

In Paris, wo seine Kunst in der Dressur wilder Thiere Staunen erregte, verliebte sich eine junge Pariserin leidenschaftlich in ihn. Groiola, der auch

in der Liebe Maß und Selbstbeherrschung hatte und nie Gefühle, die er nicht zu theilen vermochte, ermuthigte, blieb unempfindlich gegen die Dame. Da beschwor sie ihn, ihr, der von Leidenschaft Durchwühlten, die Ruhe wiederzugeben. Er, der die wildesten Thiere zu zähmen vermöge, müsse es auch verstehen, ein Weib von seiner Leidenschaft zu befreien.

Groiola wurde durch ihre Bitten gerührt. Zuerst verwies er sie auf die Religion, die ja das beste Mittel sei, gläubige Gemüther zu dämpfen, zu beruhigen. Und die Dame war religiös und gar sehr gläubig. Nie hatte sie ein Tippelchen von dem fahren lassen, was religiöse Ceremonie vorschrieb. Wo es eine Gelegenheit gab, Ablaß zu erlangen, hatte sie solche gewiß nicht unbenützt vorübergehen lassen. Aber diesmal schlug Alles nicht an; die Leidenschaft für Groiola vermochte sie sich nicht hinwegzubeten; sie wurde immer heftiger; nur Groiola selbst vermochte sie zu heilen. Die Dame sank zu seinen Füßen und sagte:

Vernichte mich, wenn Du mich nicht retten willst!

Groiola war gerührt und erlaubte der jungen Dame, ihn, so oft sie wolle, zu besuchen. Sie kam, verbrachte ganze Tage bei ihm und begleitete ihn auf seinen Reisen. Groiola blieb sich ihr gegenüber immer gleich, immer freundlich, aber zurückhaltend und

gemessen. Oft brachte Eifersucht und Liebeswuth das schöne Weib zum Wahnsinn; aber Groiola ließ sich nicht beirren, er ließ sie bei seinen Bestien austoben. Zu den seltsamsten Scenen kam es zwischen Groiola und der schönen Französin. Groiola blieb natürlich immer Sieger. Aber einmal traf er sie, wie sie einem jungen Tiger den Bauch aufschlitzte und in den Eingeweiden des zuckenden, wild mit den Klauen um sich kämpfenden Thieres wühlte. Sie war entsetzlich anzuschauen; all ihre Schönheit war zu einem Ausdruck dämonischer Wuth verzerrt, — und dennoch, als sie der ruhige, ernste Blick des sie belauschenden Groiola traf, sank sie wie vom Blitze getroffen zusammen, stürzte zu seinen Füßen und rief mit flehentlicher Stimme:

Barmherzigkeit! Tödte mich!

Da ertönte das Sturmgeläute der Freiheitsglocke durch Europa, durch Italien; in allen Städten des zerrissenen Landes erscholl der Racheruf:

Morte ai Tyranni!

Italiens Volk hebt den Nacken empor; es wirft die schwere Sklavenkette ab, greift nach dem Schwerte. Die Fürsten verließen ihre Throne; die Priester, welche ihre Heiligthümer der Humanität verschlossen hatten, ihre Altäre; die aufgestandenen Völker schauten

stolz um sich und die kleinen und großen Tyrannen verzweifelten.

Aber nur allzubald heulten dieselben Glocken wieder das Sterbelied der Freiheit. Der Re bomba hetzte die Lazzaroni auf seine Bürger; ein neuer Bonaparte entwand dem tapfern Garibaldi sein der Freiheit geweihtes Schwert. Die kleinen und großen Despoten kamen wieder; hinter ihnen her die Guillotine, der Galgen, Pulver und Blei, Kerker, Polizeispione und die Jesuiten.

Da zürnte Groiola, der tapfer an der Seite der Tapfersten gefochten, und warf sein Schwert finster in das Meer. Also abermals um die Frucht blutigen Kampfes betrogen. Soll denn der Segen des innern Friedens und der Freiheit den Völkern niemals zu Theil werden?

Groiola zog sich nach Campiano in der Nähe von Genua zurück. Schon seit Jahrhunderten befassen sich die Bewohner dieses Ortes mit Zähmen und Abrichten wilder Thiere, mit denen sie ganz Europa durchziehen, oder sie bleiben am Orte, beschäftigen sich mit einem Eifer, der an Leidenschaft grenzt, mit dem Abrichten und Dressiren wilder Thiere aus Asien und Afrika, welche sie an Schiffskapitäne verkaufen.

Unter diesen Thierbändigern Campianos war nun Groiola der berühmteste, und seine Käfige wur-

den aus mehr als einer Ursache von den Italienern und allen in Genua weilenden Fremden sehr stark besucht.

So stand er denn auch jetzt wieder vor seinen Käfigen und widmete sich ganz seinen Thieren; vielleicht aufhorchend, ob nicht von neuem mitten durch ihr Gebrüll die Sturmglocke hindurchtöne, übrigens den Gang der Begebenheiten in Europa und Italien nicht aus den Augen verlierend.

Er hatte von einem englischen Kapitän, der ihm von lange her befreundet war, eine Hyäne, einen afrikanischen Löwen und einen Tiger zum Geschenk erhalten, und unterhielt sich mit den neuen Ankömmlingen, die sich sehr wild geberdeten.

Groiola sah die Thiere unverwandt an, während er mit ihnen sprach.

Stille; sagte er zu der Hyäne, stille, meine Dame; was wollen Sie? Haben Sie es nicht sehr gut hier? Was fehlt Ihnen? Worüber beklagen Sie sich? Und Sie, Monsignore Mazza, fuhr er zum Löwen gewendet fort, wie geberden Sie sich? Ist das die Art eines anständigen Löwen? Sie wollen ein König sein? Oho! Sie müßten bei dem gemeinsten Maulwurf noch in die Schule gehen. So ungeduldig, weil Sie König sind! Nun, Sie müssen es auch einmal kosten, wie es thut, hinter

dem Gitter sitzen und gehorchen zu müssen, statt aller Welt Schrecken zu verursachen.

Ein wüthendes Geheul gab die Antwort auf diese sehr ernst gesprochenen Worte.

Was würden Sie wohl thun, Monsignore, wenn Sie hier statt meiner stünden und die Macht über mich hätten? Mich in unendlich kleine Stückchen zerfleischen, wie Sie es erst kürzlich mit dem armen Lämmchen gemacht haben, das ich Ihnen zur Gesellschaft gab? Was machen Sie da? Die Stäbe sind fest. Sehen Sie mich an, Monsignore! Ich freue mich übrigens aufrichtig, Sie so munter und frisch zu sehen. Ihre Kräfte sind gut; es soll Ihnen auch fernerhin an nichts fehlen. Wünschen Sie etwas Besonderes? Was meinen Sie zu diesem Leckerbissen, Sultan?

Groiola hielt dem Löwen ein blutiges Stück von einem soeben geschlachteten Pferde vor.

Der Löwe sprang brüllend an das Gitter; der Käfig schütterte unter seiner Last.

Oho, nicht so gierig! sagte Groiola. Wenn Sie auch ein König sind, Sie müssen sich nichtsdestoweniger beherrschen lernen. Ich lege es Ihnen hier vor Ihren Käfig nieder. Sie müssen es lernen, Sultan, sich an den Anblick des frischen Fleisches zu gewöhnen, und es unberührt zu lassen, wenn es Ihnen vorgesetzt

wird. Was wollen Sie denn thun, wenn ich Sie zu den Jesuiten schicke? Sie müssen sich denken, Sie wären satt und dieses Stück Fleisch wäre ein Stein. Nehmen Sie Ihre Imagination zu Hülfe!

Und Sie, meine Dame, wandte sich Groiola wieder an die Hyäne, wie geht's Ihnen, Signora? Ihre Klauen müssen beschnitten werden, Sie sind die Ungeduldigste von Allen. Bedenken Sie doch, wie geduldig das arme Kaninchen herhalten mußte, das ich Ihnen gestern opferte. O, was müssen wir Menschen Alles ertragen! Da kenne ich ein armes Negermädchen, welches von ihrer Herrin am ganzen Leibe mit Stecknadeln gespießt wurde. Und Sie benehmen sich in Ihrer völlig schmerzlosen Existenz so wüthend? O, warten Sie, man muß Ihnen ein wenig auf die Finger klopfen.

Groiola nahm sein Stäbchen, welches er in seiner Rechten hielt, und schlug damit auf die Krallen der Hyäne.

Diese richtete ihre grünlichen Augen böse auf Groiola und stieß ein grimmiges Gebrüll aus.

Nun, man sieht, daß Sie ein Weib sind; fuhr Groiola fort, Sie müssen Ihren Grimm durchaus verbeißen lernen, wenn wir gute Freunde werden wollen.

Schon stand Groiola vor einem andern Käfig, in welchem sich ein schöner Tiger befand.

Er lag in einem Winkel und sah Groiola grimmig knurrend an. In seinen rollenden Augen sprach sich die ganze Wildheit seiner grimmigen Natur aus.

Signore! sagte Groiola mit einem drohenden Blicke und einer unnachahmlichen Betonung.

Der Signore hob seine Tatzen.

Wie geht's, Signore? fuhr Groiola in seiner seltsamen Unterhaltung fort. Noch immer so übler Laune? Denken wohl viel nach, Signore? Ist allerdings hier gute Gelegenheit dazu, Zeit und Ruhe. Wie viele Morde, Signore, haben Sie die Ehre begangen zu haben?

Der Tiger reckte seinen mächtigen Körper; die Gitterstäbe zitterten.

Bitte! Bitte! rief Groiola, das Auge immerfort auf den Tiger geheftet, der sich jetzt wieder niederduckte.

Groiola blieb mit einem Blick der Bewunderung, wie in Gedanken versenkt, stehen.

Sie sind schön, Signore; sagte er dann, zu schön für die Bosheit, welche dieses schöne Fell beherbergt; nichtsdestoweniger werden Sie mein Liebling sein. Sie werden an meiner Seite nach Neapel marschiren; wir werden Ihrem Vetter, dem Re bomba, einen

Besuch abstatten, Signore; vielleicht hat die Geschichte Sie zu der erhabenen Bestimmung berufen, den blutgierigsten der Könige mit Ihrer freundschaftlichen Umarmung für alle seine Edel- und Heldenthaten zu lohnen, die er an seinem Volke begangen hat!

Groiola hatte nicht bemerkt, daß während seiner letzten Unterhaltung mit dem Tiger sich ihm ein Mann genähert hatte. Es war eine sehr kräftige Gestalt; die Haltung hatte etwas Militärisches; die Züge waren kühn und unternehmend, aber von einem Schatten überflort, den ein tiefer edler Schmerz über das Antlitz eines Dulders wirft.

Plötzlich vernahm Groiola einen jener pfeifenden Töne, wie ihn die Hirten Calabriens auszustoßen pflegen, wenn sie ihre Heerden rufen.

Groiola wandte sich um, und mit einer Stimme, in der seine ganze, innerste Seele aufzujubeln schien, rief er:

Pisacane!

Die beiden Freunde lagen sich in den Armen.

Noch immer der Alte! sagte Pisacane nach einem Weilchen.

Und Du hoffentlich auch?

Groiola, willst Du wirklich so lange warten, bis der Tiger so weit gezähmt sein wird, mit Dir gegen den Re bomba marschiren zu können? fragte Pisacane.

O, je schneller, je besser! Mit ihm oder ohne ihn!

Groiola, die Ernte ist reif, der Schnitter ist da!

Und worauf gründest Du Deine Hoffnung?

Auf unser Volk, auf seine Leiden! Wird es mehr bedürfen, als ihm zu sagen, daß es an Männern nicht fehlt, die bereit sind, es in den Kampf zu führen?

Groiola schüttelte mit dem Kopfe.

Du weißt, sagte er dann, ich habe den ehemaligen Jesuitenzögling nie ganz ausziehen können; selbst das Gefühl sucht bei mir immer nach Logik.

Dann eben bist Du kein Jesuit; entgegnete Pisacane, aber das Gebrüll Deiner Thiere übertäubt uns.

O, es ist gut, entgegnete Groiola, unter den Augen eines Tigers, einer Hyäne und einem Löwen die Mittel zu einer Revolution zu überdenken.

Sie sind vorhanden, Groiola, und zum Theil schon an Ort und Stelle.

Seit wann bist Du hier?

Seit gestern.

Du kommst von Paris?

Von London.

Und wer mit Dir?

Groiola sah Pisacane forschend an.

Noch viele tapfere Männer; sagte dieser.

Und Mazzini?

Mazzini ist in Genua.

Also er ist wieder Leiter der Bewegung?

Nein, vielmehr ich; unter der Bedingung habe ich mich ihm angeschlossen. Zuerst hatte ich meinen Plan ganz ohne ihn und ohne seine Mitwirkung ausführen wollen; aber er hörte davon und drängte sich mit solchem Eifer und solcher Hingebung in die Sache, daß ich ihn nicht zurückzuweisen vermochte. Er hat Geld, Waffen und Munition in Fülle herbeigeschafft.

Setze Dich; sagte Groiola, und schob ihm einen hölzernen Sessel hin; nirgends können wir uns sicherer über diese Dinge unterhalten, als hier. Laß mich Deine Vorbereitungen wissen.

Ich habe eine bedeutende Menge Flinten, Gewehre, Dolche, Pulver und Patronen mit hierhergebracht. Mit Hilfe unserer Freunde in Genua ist Alles wohl geborgen. Diese sind bereit, auf das erste Zeichen sich zu erheben.

Ueber Groiola's Gesicht zog ein Schatten des Unmuths, doch sagte er nichts, als:

Weiter, Pisacane!

Außer in Genua haben wir in Livorno und Rom

unsere Freunde auf die beabsichtigte Erhebung vorbereitet.

Weiter, Pisacane!

In Turin dürfen wir auf die Unterstützung des Nationalcomités rechnen; obwohl Viele, die demselben angehören, Alles von einem Bündnisse Sardiniens mit Frankreich hoffen, so haben sie uns dennoch ihre Unterstützung zugesagt.

Immer weiter, Pisacane!

Aber Genua haben wir, da von diesem Hafenplatze aus leicht die Communication mit ganz Italien unterhalten werden kann, zum Mittelpunkte der Bewegung gemacht. Wir hoffen, uns der Forts leicht zu bemächtigen, und wenn die Insurrection auf so verschiedenen wichtigen Punkten Italiens zugleich ausbricht, wenn die Bevölkerung uns eifrig unterstützt, dann wird es schnell genug mit den Tyrannen Italiens zu Ende sein.

Es trat eine Pause tiefen Schweigens ein.

Auf Groiola's schönem Gesicht zeigte sich Wehmuth und Trauer.

Pisacane, sagte Groiola, ich befürchte, Dein Streben wird eitel sein und das edle Blut wird umsonst fließen. Den Märtyrern Italiens werden sich neue zugesellen. Ihr wollt Sardinien in den Kampf hineinziehen? Ihr wollt es zwingen, sich an die Spitze

der Bewegung zu stellen? Ihr kennt Cavour nicht. Sieh' hier, Pisacane, diesen Löwen; glaubst Du, man hat ihn ohne Schlinge und Fallgrube einfangen können? Nun ist er hinter dem Gitter, und jeder Knabe, der feigste Bursche, wird sich ein Vergnügen daraus machen, ihn zu necken, seinen Grimm aufzustacheln und ihn dann ob seiner Ohnmacht zu verspotten. So geht's den Völkern ihren Despoten gegenüber. Aber ich, ich ziehe selbst die Bestien menschlich zu mir empor. Ich speculire nicht auf ihre niederen, sondern auf ihre höheren Triebe.

Pisacane's Augen blitzten; er erhob sich, und mit seinen Händen in die Käfigstäbe greifend, rief er:

Nun, wohlan! Wenn das italienische Volk ein gefangener Löwe ist, dann wollen wir ihn wecken und die Thür seines Käfigs sprengen!

Um Gottes willen, hüte Deinen Arm, Deine Hand, Pisacane, wenn Du sie zur Befreiung Italiens gebrauchen willst. Fort von den Stäben!

Pisacane lächelte.

Sei ruhig, mein Freund; entgegnete er, ich habe in Algier auch oft genug Gelegenheit gehabt, mich mit wilden Thieren zu messen; denn ich war fast ein steter Begleiter des Löwenbändigers Gerard. Ich kenne die Natur des Löwen so gut wie Du. Ja, ich werde den italienischen Löwen wecken, Groiola, und

er wird sich mit der ganzen Majestät seines furchtbaren Grimmes erheben.

Und wenn er ruhig in seinem Käfig bleibt?

Nun, dann habe ich als Patriot gehandelt; und ob man mich verhöhnen oder verehren wird, das soll mir gleich sein. Keine große That wird geboren werden, wenn man vor der Möglichkeit des Mißlingens zurückschrecken will. Doch genug der Worte, Freund. Ich frage Dich also nochmals feierlichst: Willst Du mit uns sein?

Groiola schüttelte mit dem Haupte.

Ich glaube, Pisacane, daß Deine That noch nicht reif ist. Gesegnet sei der Mann, welcher den Schlingen der Arglist auszuweichen versteht und zugleich schlau genug ist, die Schwäche seines Feindes zu erkennen und nach seiner Achillesferse zu zielen. Wenn Italiens Schlachttag angebrochen, dann werde ich nicht fehlen, Pisacane; aber jetzt noch nicht; und auch Dir rufe ich jetzt zu: Warte bessere Zeiten ab; laß die Frucht erst reifen!

Es ist zu spät; versetzte Pisacane, mein Wort, meine Ehre ist verpfändet; ich würde die Sache der Freiheit, ich würde ganz Italien vor seinem besten Freunde, vor England compromittiren, das uns so edel und großherzig mit Allem, was zum Kampfe gehört, unterstützt. O, Groiola, wenn Du den Arm

nicht erheben willst um Derjenigen willen, welche unter dem Druck der Tyrannei seufzen, so muß Dir doch das Mitleid für die Tausende, welche in den Kerkern schmachten, das Schwert in die Hand drücken. Denke an den edlen Poerio, an Manietto, an Ulfo und an so viele andere edle Männer. Sollen Sie in ihren Kerkern verfaulen, während wir, die wir draußen sind, gemächlich die Hände ineinanderlegen und geduldig auf den Schnitter warten wollen, der da kommen soll, die reifen Aehren zu mähen? Und wenn es mir auch nur gelingen sollte, Milano's heiliges Vermächtniß auszuführen, die feile Jesuiten-, Lazzaroni- und Spionenwirthschaft in Neapel über den Haufen zu werfen, auch dann ist, wie Du zugeben wirst, ein großes Werk gethan, um dessen willen Männer wie wir ihr Leben wohl einsetzen können.

Groiola war während Pisacane's Rede tief in Gedanken versunken; jetzt sagte er:

Du hast mich an Milano's, meines Freundes, Schatten erinnert, Du hast Recht. Die Todten und die Lebenden können warten, aber die Sterbenden nicht. Ich habe Dir meine Meinung gesagt; ich glaube nicht, daß es Dir jemals gelingen wird, Italien durch einen Handstreich frei zu machen; aber ich werde meinen eigenen Weg gehen. Ich baue meine Hoffnung weder auf England noch auf Frank-

reich. Die Regierungen beider Staaten haben unser Vaterland unzähligemal verrathen; und wenn ich mir einen Kampfplatz wähle, dann kann es nur Rom sein, wo die meisten meiner Freunde in Antonelli's Kerkern schmachten. Glaube mir, es giebt nur zwei Feinde der italienischen Freiheit — Antonelli und Louis Napoleon. Beide will ich in Rom bekämpfen. Gelingt es Dir, Neapel zu insurgiren, dann wirst Du auf Groiola und Italien auf Rom nicht zu warten haben. Sei Du also der Löwe, Pisacane; ich will die Schlange sein.

Groiola, sagte Pisacane mit leuchtendem Antlitz, wer ist wohl mehr Löwe als Du, und wer darf es, gestützt auf seinen Muth und seine Klugheit, wohl mehr wagen als Du, den Fuß in die Höhle des Löwen zu setzen! So wandele Deine eigene Bahn. Ich danke Dir, daß Du mir Deine Freundes- und Helfershand nicht entziehst. Lebe wohl. Gott mit uns und unserm Vaterlande!

Beide Freunde umarmten sich; dann verließ Pisacane eiligst die Grotte.

Groiola aber stand noch eine Zeit lang tief in Gedanken; dann rief er aus:

Armes Italien, und mit solchen edlen Söhnen will man Dich zu einem Leichnam machen!

— — — — — — — — — — —

Groiola hielt sein Wort; er ging nach Rom und es gelang ihm, ein revolutionäres Comité zu gründen und Gleichgesinnte um sich zu versammeln, die entschlossen waren, Gut und Leben an die Erhebung Italiens zu setzen. Aber des edlen Pisacane Unternehmen mißlang, er mußte es mit dem Tode büßen; die Aufstände in Genua und Livorno waren bald unterdrückt, noch einmal zuckte Italien unter den blutigen Händen seiner Henker zusammen und krümmte sich unter dem Fluche der Despotie:

Du sollst sein wie ein Leichnam!

Groiola hatte einen Schwur geleistet, den Tod seiner Freunde zu rächen. Von nun an begann er eifrig an der Revolution zu arbeiten; aber es war System in Allem, was er that. Er begriff, daß die eigentliche Kraft in der Organisation liegt; er war in seinen Mitteln durchaus nicht wählerisch und setzte sich mit allen Elementen in Verbindung, welche mit der Regierung in Opposition standen. Er warf sich zum Rächer jedes Unrechtes auf, und da er für vogelfrei erklärt wurde, bedurfte er vieler Freunde, um sich vor Verrath zu schützen. Aus diesem Grunde machte er sich zum Haupt einer Räuberbande, denn ein Räuberhauptmann war sicherer als ein politisch Verfolgter, und Groiola machte seinen Namen ge-

fürchtet, obwohl er nicht eine einzige der Blutthaten begangen hatte, welche man von ihm erzählte. Schlupfwinkel besaß Groiola in großer Menge, und das Gebäude, in welchem zuletzt der Ueberfall stattgefunden, war der Hauptsitz des revolutionären Comités. Hier wurde Gericht gehalten über alle Handlungen der italienischen Regierungen, und die Acht über die Feinde der Freiheit und Einheit Italiens ausgesprochen. Aber der Besitzer des Hauses spielte eine Judasrolle; er hielt einen Spielclub und Marchese Brugazi war allnächtlich sein Gast. Er war damit einverstanden, seine Tochter Giuditta hier so lange eingesperrt zu halten, bis sie Garantien ihrer künftigen Führung gab. Marchese Brugazi war von dem politischen Treiben Groiola's und seiner Genossen genau unterrichtet, und er wollte nur den geeigneten Zeitpunkt abwarten, um sie zu verrathen. Er hatte selbst seinen Verrath mit dem Leben büßen müssen, und durch das Feuer waren alle Spuren der Verschwörung gründlich verwischt und zerstört worden.

Groiola war indessen durch Brugazi's Verrätherei der Aufenthalt in Rom verleidet worden, zumal da er sich in Giuditta verliebte. Signora Gribaldi faßte ebenfalls eine heftige Neigung für den schönen Mann, und die beiden Liebenden kamen dahin überein, daß Giuditta ihre liegende unbewegliche Habe veräußern

sollte, dann wollten sie nach England reisen und hier auf bessere Zeiten warten. Groiola glaubte in der Uniform eines französischen Offiziers seine Flucht nach Civita-Vecchia und von dort auf ein englisches Schiff bewerkstelligen zu können; aber Falconi, welcher damals in Rom war, hatte an dem Schicksal des Marchese Brugazi ganz besondern Antheil genommen. Die beiden Männer waren Jugendfreunde. Gleich nach des Marchese Tod hatte er Giuditta besucht, aber auf Groiola's Veranlassung hin nahm diese ihn so kalt und abstoßend auf, und zeigte sich seinen Rathschlägen so unzugänglich, daß Falconi Verdacht schöpfte und sie genau zu beobachten beschloß. Als er Giuditta später an der Seite eines französischen Offiziers fand, war ihm ihr Benehmen noch verdächtiger. Aber am selben Tage führte Groiola seine Flucht aus.

Unter Thränen und Gebet verließ Giuditta ihr Haus, welches sie bereits einem Freunde ihres Gatten übergeben hatte; an Groiola's Seite fuhr sie durch die Stadt. Er zeigte nicht die mindeste Befangenheit und Aufregung. An hohen Mauern gings vorüber, über eine Brücke, durch die Straße Travestera, dann zeigten sich einige Schuppen, welche durch nichts verriethen, daß hier der Bahnhof der Hauptstadt der katholischen Christenheit sei.

Es waren nur wenige Reisende gegenwärtig, einige Mönche und Geistliche.

Unangefochten konnten die beiden Flüchtlinge Platz nehmen; Giuditta verging vor Angst, sie konnte Groiola's ruhiges und sicheres Benehmen nicht genug bewundern.

Ein Mann mit einer sehr abschreckenden Physiognomie saß, in die Ecke des Coupées gedrückt, ihnen gegenüber.

Die Trompete gab das Signal und der Zug brauste davon.

Nun erst athmete Giuditta auf.

Es kam ihr aber vor, als wenn der Mann ihr gegenüber sie scharf fixirte, obwohl er sich den Anschein gab, als schliefe er.

Der Zug ging einige Stunden an der Meeresküste entlang, nichts unterbrach die eintönige Fahrt.

Auf der Bahnstrecke nach Civita-Vecchia sind zwei Stationen, auf welchen der Mitreisende jedesmal ausstieg.

So fest er auch während der Fahrt zu schlafen schien, so war er doch stets munter, sobald der Zug hielt.

Ich weiß nicht, sagte Giuditta zu Groiola, warum ich ein so drückendes, ängstliches Gefühl habe,

mir ist so seltsam bang zu Muthe; Jedweden, der mich oder Dich ansieht, halte ich für einen Verräther.

Groiola suchte Giuditta zu beruhigen. Endlich nach drei sehr bangen Stunden hatte der Zug Civita-Vecchia erreicht.

Giuditta begab sich nach dem Café Orlanda, während Groiola sich nach der Stadt begab, um einen Freund aufzusuchen, denn es waren bei der Einschiffung einige Vorsichtsmaßregeln geboten, und sein Freund konnte ihm sehr nützlich sein.

Kaum hatte sich Groiola entfernt, als Giuditta ihren Namen leise aussprechen hörte.

Entsetzt blickte Giuditta sich um, sie wankte und mußte sich an der Lehne einer Bank halten, als sie die kleinen blitzenden Augen eines Menschen auf sich gerichtet sah, den sie gar nicht kannte.

Eine Weile standen Beide sich stumm gegenüber.

Was wünschen Sie von mir? fragte Giuditta endlich, indem sie sich zu fassen suchte.

Ich muß Sie auffordern, mir zu folgen; sagte der Fremde.

Ihnen? Wer sind Sie, Signore?

Es kommt nicht darauf an, wer ich bin, sondern wer mich sendet, Signora. Es wird Ihnen nichts zu Leide geschehen. Sie werden mit der größten

Schonung behandelt werden, und nur in dem Falle, wenn Sie sich sträuben, habe ich den Auftrag und die Macht, Sie zu zwingen.

Und wohin wollen Sie mich bringen? fragte Giuditta, deren Herz sich krampfhaft zusammenzog.

Denselben Weg zurück, den Sie gekommen sind.

Und von wem haben Sie den Befehl?

Von Dem, welcher die Macht und das Recht dazu hat.

Nun, sagte Giuditta, indem sie entschlossen das Haupt erhob, sagen Sie Demjenigen, der Sie gesendet hat, daß ich keinem fremden mir unbekannten Willen zu folgen geneigt bin. Ich bin meine eigene Herrin, und glaube nicht, daß Jemand das Recht hat, mich zu hindern, daß ich mich nach jedem beliebigen Orte begeben kann.

Nun, ich werde Sie hindern! sagte der Fremde.

Aber nicht, so lange ich lebe!

Thorheiten, Signora; kommen Sie!

Er trat an Giuditta ganz nahe heran und erfaßte ihren Arm.

Zurück! rief Giuditta, indem sie ein Messer zückte.

Der Mensch flog drei Schritte zurück.

Per dio! rief er aus, der Geist der Widerspenstigkeit, mit dem die verdammten Liberalen ganz

Italien, ja die ganze Welt anstecken, ist auch über die Weiber gekommen. Aber es hilft Ihnen nichts, Signora; ich habe den Befehl, Sie todt oder lebendig nach Rom zurückzubringen.

Aber, mein Gott, was will man von mir in Rom? rief Giuditta aus. Ich habe nichts verbrochen.

Giuditta war mehr besorgt um das Schicksal Ihres Geliebten, als um ihr eigenes. Hatte man sich des unglücklichen Groiola schon bemächtigt? Hatte man ihn in seiner Verkleidung erkannt? Oder war dies nicht der Fall und wollte man sich ihrer nur versichern, um Groiola einzufangen? Diese Fragen beschäftigten und beängstigten sie; und dennoch durfte sie nicht wagen, irgend eine Frage an den Menschen zu richten, welche ihren Geliebten betraf.

Signore, sagte sie zu dem Manne, haben Sie Erbarmen und Mitleid mit mir; es ist keine leere Drohung von meiner Seite, wenn ich sage, daß Sie mich nicht lebendig nach Rom zurückbringen werden. Obwohl ich ein vollkommen freies Bewußtsein habe, so habe ich doch nicht Lust, mich in die Gewalt der Verwandten meines seligen Mannes, welche meine erbittertsten Feinde sind, zu begeben. Und nur diesen kann darum zu thun sein, mich in Rom festzuhalten. Hindern Sie mich nicht an meiner Reise. Wollen

Sie ein Lösegeld für mich haben, bin ich gern bereit, ein solches Ihnen zu zahlen.

Es mag sein, versetzte der Mann, den Giuditta's klingendes Anerbieten milder zu stimmen schien, ich will versuchen, ob ich Sie retten kann. Sie müssen wissen, Signora, daß ich selbst überwacht und beaufsichtigt werde; und ich habe Frau und Kinder.

Nun, ich habe mächtige Freunde in ganz Italien; es wird für Sie gesorgt werden.

Könnte ich bestimmt hierauf rechnen?

Sie können es; ich beschwöre es Ihnen.

Nun, ich werde thun, was ich vermag. Sie müssen sich vor allen Dingen verbergen.

Ich kann also nicht hier bleiben?

Wohin denken Sie, Signora? Das wäre Ihr und mein Unglück.

Sie glauben also, daß hier noch mehr Leute sind, die bei meiner Rückkehr nach Rom interessirt sind?

Gewiß.

Und dies Alles wegen eines unbedeutenden schwachen Weibes?

Nicht ganz allein Ihretwegen; Sie werden recht gut wissen, in wessen Gesellschaft Sie hierher gekommen sind.

Himmel! — Man weiß also?

O, man weiß in Rom mehr als Alles.

Man kennt meinen Begleiter?

Nun, ich denke, man kennt Groiola, den Pfaffenschlächter.

O, er ist kein Schlächter; er ist ein edler Mann!

Nun, ich möchte nicht in seiner Haut stecken.

Man hat sich seiner bemächtigt?

Höchst wahrscheinlich, Signora; man war ja von Ihrer Ankunft hier unterrichtet.

Warum hat man uns denn bis hierher kommen lassen?

Das weiß ich nicht, Signora.

Sind Sie im Stande, mich von Signore Groiola's Schicksal zu benachrichtigen?

Ich hoffe es, Signora.

Nun, so bringen Sie mich an den Ort, wo Sie glauben, daß ich in Sicherheit sein werde.

Der Mann führte Giuditta nach einem Schuppen des Bahnhofes und ließ sie in einen der Güterwagen steigen, die sich daselbst befanden.

Hier halten Sie mich für sicher? fragte Giuditta.

Ganz sicher, Signora, und zwar aus mehreren Gründen. Dieser Wagen muß ausgebessert werden, er bleibt mindestens noch acht Tage lang hier stehen, und Niemand wird Sie hier vermuthen. Machen Sie sich keine Sorgen. Gott schütze Sie, Signora.

Wann kann ich Sie zurückerwarten?

Ich hoffe, daß ich höchstens eine Stunde fortbleiben werde.

Er schloß den Wagen und entfernte sich.

Giuditta sank auf die Knie und flehte inbrünstig für Groiola's Rettung.

Es mochte wohl eine halbe Stunde vergangen sein, als Giuditta bemerkte, daß sich der Wagen erst langsam und schwerfällig, dann rascher fortbewegte. Plötzlich erhob sich hinter einer großen Kiste eine Gestalt, Giuditta wollte aufschreien, aber im selben Augenblicke wurde ihr ein Tuch über den Kopf geworfen und eine Hand griff brutal nach ihrem Busen, wo sie das Messer geborgen hatte.

Die Sinne vergingen ihr; sie konnte nicht das triumphirende höhnische Lächeln des Mannes bemerken, der sich jetzt neben sie setzte; sie vermochte nicht wahrzunehmen, daß der Wagen jetzt wieder stille stand und derselbe Mann in den Wagen stieg, der von Rom aus mit ihnen gefahren war und ihnen gegenüber gesessen. Giuditta hörte nicht das Signal der Trompete; sie bemerkte nicht, daß der Wagen schneller und schneller dahinflog.

Endlich hielt der Zug.

Der unglücklichen Giuditta wurde das Tuch vom Kopfe genommen; sie schlug die Augen wie eine

Träumende auf, sie starrte die beiden Männer, die neben ihr saßen, mit irrsinnigen Blicken an.

Es dauerte einige Zeit, bis man sie aus dem Wagen gehoben hatte; in demselben Moment drang Kettengerassel an ihr Ohr; ein entsetzlicher Schrei, der selbst den Schergen durch Mark und Bein drang, entfuhr der Unglücklichen, sie machte eine vergebliche Anstrengung, sich aus den Händen ihrer Begleiter loszureißen.

Gefesselt, mit Bein- und Handschellen belastet wurde Groiola an ihr vorübergeführt.

IV.

Das griechische Haus.

Die Gräfin von Verron bewohnte ein großes, sehr alterthümliches Haus in der Nähe der großen Oper zu Paris. Die Gräfin war funfzig Jahre alt, nicht mehr schön, aber alle Künste der Toilette wurden angewendet, um die Falten, die Runzeln des Alters zu verbergen.

Die Gräfin von Verron liebt wie ein junges Mädchen den Tanz, die Promenade, die Soupers und die Bälle. Ihr Neffe, der Student der Medizin, welcher in ihrem Hause wohnte, machte bei ihr den Kammerdiener.

Alfons, meine blaue Nadel! Alfons, rücke mir den Sessel heran! Alfons, reiche mir meinen Shawl! Mein Gott, wie linkisch Du bist!

Alfons fand sein Amt doch etwas sehr ermüdend. Er konnte nicht auf einmal der Vorleser, der

Friseur und Kammerdiener seiner Tante und noch obendrein ihr Neffe sein. Es war kaum zum Aushalten. Wäre nicht die Aussicht auf 100,000 Livres jährliches Einkommen gewesen — so viel nämlich wollte die Gräfin ihrem Neffen hinterlassen und außerdem noch einen prächtigen Palast in Neapel — so wäre er längst davongegangen.

Aber um diesen Preis ließ sich schon etwas Langeweile ertragen, und Alfons ertrug sie mit Geduld, denn er war Meister in der Kunst der Verstellung und der liebenswürdigste Taugenichts in dem ganzen Stadtviertel. Die Gräfin, seine Tante, die ihn hübsch und geistreich fand, wollte ihn in ihrer Gesellschaft festhalten, aber er entschlüpfte ihr stets, um an die Pharobank zu kommen, wo sich viele große Herren einfanden. Alfons Verron hatte alle guten und bösen Eigenschaften großer Herren; er war verwegen, elegant, ausschweifend; er ritt, focht und spielte gut, war witzig, sprach angenehm in Gesellschaften und beschäftigte sich mit allen möglichen geheimnißvollen Dingen, und namentlich mit dem Somnambulismus. Er unterhielt, gefiel und fesselte junge und alte Damen durch seine Don-Juan-Natur. Er war mit einem Worte ein Jüngling, dem man das Aeußerste im Guten und Bösen zutrauen konnte.

Es war demnach kein Wunder, daß die Gräfin

sehr oft mit ihrem Neffen in Conflict gerieth, obwohl oder gerade weil er ihr gefiel, denn sie war geizig, gefallsüchtig und — lahm.

Bei einer der pedantischsten und traurigsten Soiréen, welche die Gräfin Verron jemals gegeben hatte, meldete der Bediente, als es beinahe schon Zeit zum Aufbruche war, den jungen Alfons Verron an.

Die anwesenden faltigen alten und jungen glatten Gesichter sahen erwartungsvoll dem eintretenden jungen Cavalier entgegen.

Diesmal war er nicht lustig wie gewöhnlich, sondern düster und bleich. Seine Manchetten waren zerknittert und seine Frisur in Unordnung; er hatte im Spiele auf sein Ehrenwort viertausend Francs verloren.

Seine Tante hatte ihn nie so gesehen; das Geflüster im Saale schwieg; der junge Mann näherte sich der Gräfin, küßte ihr die Hand und bat sie leise, die ganze Gesellschaft nach Hause zu schicken, denn er habe mit ihr unter vier Augen zu sprechen. Die Gräfin glaubte, ihr Neffe habe in Folge eines Rausches das bei ihm dann gewöhnliche mürrische Wesen angenommen.

Eine ganze Weile sprach er kein Wort, er saß seiner Tante gegenüber und sah sie mit seltsamen Blicken an. Trotzdem waren alle Augen auf den

jungen Mann gerichtet. Die mehr als gewöhnlich geschminkte Gräfin bemerkte dies wohl. Als die Gesellschaft sich entfernt hatte, saßen die beiden närrischen Leute sich noch immer stumm gegenüber.

Du sagst kein Wort, Alfons.

Wahrhaftig, liebe Tante, entgegnete er, indem er plötzlich aus seinen Träumereien auffuhr, Sie sind so schön geschminkt, daß Sie einen Kardinal in Versuchung führen könnten.

Du hast dagegen Manchetten, nach deren Aussehen man glauben sollte, der Pique-König färbe ab.

Sie halten mich also für einen Spieler, liebe Tante?

Ich wette, der Herr Neffe hat mir etwas zu gestehen. Hast Du wiederum im Pharospiel verloren?

Nur viertausend Francs, liebe Tante.

Wenn dieses Geständniß die Gräfin auch nicht sehr erfreute, so ließ sie doch ihren Verdruß nicht merken. Sie rückte allmälig ihren Stuhl dem ihres Neffen näher, und nach vielen Neckereien kam es zu den bestimmt ausgesprochenen Worten:

Es giebt kein anderes Mittel, Alfons.

Der junge Mann stand auf und nahm seinen Hut.

Das Mittel, welches die Gräfin vorschlug, war ganz einfach, ihr Neffe sollte sie heirathen.

Alfons, sagte sie, Du liebst das Spiel; nun, so spiele! Du liebst den Luxus; nun, so schmücke mein Haus, so gut Du kannst, und richte es glänzend ein! Ich stelle Alles zu Deiner Verfügung: meine Brillanten, meine Einkünfte, meine Güter, mein Haus in Neapel, und mache dafür nur die einzige Bedingung, daß Du mich heirathest. Ich bin alt, lahm, ein wenig kokett und sehr boshaft. Ich würde Deinen Launen stets entgegengetreten sein, wenn ich dreißig Jahre wäre. Jetzt aber werde ich allen Deinen Einfällen nachgeben und eine gute und unterthänige Frau sein. So heirathe mich also, mein kleiner Alfons.

Eine innere Stimme sagte dem jungen Manne, Du wirst der unglücklichste aller Menschen, wenn Du diese alte Tante heirathest. Sie wird noch eine Ewigkeit leben, ehe Du sie beerben kannst; sie wird Dich mit ihren Grillen zu Tode quälen. Außerdem mußt Du ihre falschen Zähne, ihre Perrücke und ihre geschminkten Wangen mit in den Kauf nehmen. Sie wird ihr Haus für Dich zur Hölle machen. Nun entscheide Dich.

Der arme junge Mann wußte nicht, was er thun sollte, das Ultimatum seiner eigensinnigen Tante brachte ihn zur Verzweiflung, denn sie schrieb wirklich an einen Verwandten:

„Mein lieber Neffe Alfons wird sich mit mir am dreißigsten nächsten Monats trauen lassen."

Alfons wußte nichts besseres zu thun, als krank zu werden. Seine Börse war leer, und die seiner Freunde waren in gleichen Umständen. Er hatte sein Geld an einen Italiener verloren, der geschworen hatte, ihn zu erdolchen, wenn er ihm nicht binnen vierzehn Tagen die viertausend Francs bezahlte. Alfons sah wohl ein, daß sich seine Tante seine Verlegenheit zu Nutze machen wollte. Die trübseligsten Gedanken bestürmten ihn; wie sollte er sich aus der Verlegenheit ziehen?

Plötzlich durchzuckte ihn ein rettender Gedanke. Er begab sich zu einem seiner Freunde, welcher sich viel mit Chemie beschäftigte.

Der Freund war nicht zu Hause, und Alfons fand in dessen Laboratorium nur einen kleinen Mann mit rothem Gesichte und flachsfarbigem Haar vor; er war damit beschäftigt, kleine Fläschchen zu ordnen und Gläser mit weißen, rothen und grünen Etiquettes zu versehen und zuzusiegeln. Es sah sehr bunt im Laboratorium aus; man sah hier Krokodile und Seehunde, Skelette und Fossilien. Mehrere schöne Damen von Wachs ruhten auf schwarzen Sammtdecken; sie sahen aus, als lebten sie.

Alfons fragte den kleinen Mann nach einem

Pulver, das er zu einem Zwecke, den er nicht näher angab, benutzen wollte.

Was? Sie wollen sich doch nicht etwa vergiften, Herr Alfons? fragte der kleine Mann; in der That, Sie sehen seit einiger Zeit sehr traurig aus.

Der kleine Mann, der Famulus des Doctor Drogue, hatte, wie bereits erwähnt, eine sehr widerliche Physiognomie. Alfons fragte ihn, was er in dem folgenden Falle thun würde. Es handle sich um eine Heirath, um eine Heirath mit dem entsetzlichsten Geschöpf der Erde.

Denken Sie sich, Herr Felin, sagte er, — doch Sie brauchen sich nichts zu denken, sondern sich nur in dem Spiegel dort zu sehen. Was würden Sie also thun, wenn Sie eine Frau mit einem Gesichte, wie das Ihrige, heirathen, sich gegen Ihre Neigung binden, Ihr Glück den Launen einer koketten, zahnlosen, boshaften Frau preisgeben sollten?

Der kleine Mann zuckte statt aller Antwort mit den Achseln und nahm aus einem Schränkchen eine gelbe Phiole. Zu gleicher Zeit hörte man Geräusch an der Thür.

Es kommen Leute; sagte er, gehen Sie durch diese Nebenthür und vergessen Sie nicht, was ich Ihnen sage — und er flüsterte dem jungen Manne etwas ins Ohr.

Gut; entgegnete dieser, zwei oder drei Tropfen; ich werde es merken.

Mit diesen Worten warf er dem kleinen Mann einen Louisd'or hin, Alles, was er noch besaß.

Den zweiten Tag darauf hatte sich eine große Anzahl Neugieriger in der Kirche St. Eustache versammelt. Alfons reichte seiner Tante den Arm. Nach beendigter Ceremonie sagte sie, als sie mit ihm im Wagen saß, triumphirend:

Alfons, die Freude bringt mich um. Athem! Athem!

Alfons zog die gelbe Phiole heraus und hielt sie seiner jungen alten Frau unter die Nase. Zu Hause angelangt, fiel sie in einen tiefen Schlaf. Alfons ließ sie in ihr Bett tragen, zog die Vorhänge zu, füllte dann seine Taschen mit Juwelen und Geld, schickte seine Leute fort und reiste noch am selben Abend nach Neapel.

Alfons trat in ein Casino, worin sich Leute allerlei Art befanden, Gurgelabschneider, jüdische Banquiers, arme Adelige; sogleich begab er sich in das hintere Zimmer an den Pharotisch und, ein unerhörtes Glück für Alfons, der stets unglücklich spielte — er sprengte die Bank.

Ich scheine, seitdem ich mich entschließen konnte,

meine Seele zu verschreiben, brummte er, enormes Glück zu haben.

Er raffte sein Geld zusammen, welches mehr betrug als das, was er der Gräfin, seiner Frau und Tante, gestohlen hatte. Der junge Mann machte Aufsehen, denn Niemand kannte ihn; Einige flüsterten sich zu, daß es ein Spion sei, aber Alfons nahm eine so kecke Miene an, daß Niemand ihn zu beleidigen wagte. Man respectirte ihn.

Alfons begab sich nach dem Hause seiner Tante, welches diese vor kurzem von ihrem Bruder, einem der seltsamsten Kauze, welche die Sonne je beschienen, geerbt hatte. Alfons betrachtete dieses Haus natürlich wie das seine. Der einzige alte Diener, der es verwaltete, war fast ein eben so komischer Kauz, wie sein Herr. Da er Alfons nicht kannte, schlug er ihm die Thür vor der Nase zu. Alfons ließ einen Schlosser kommen und die Thür gewaltsam sprengen. Der alte Diener tobte und stemmte sich gegen den neuen Herrn, doch überführte ihn Alfons endlich, daß er der rechtmäßige Besitzer des Hauses und der einzige Erbe der Gräfin sei.

Einige Wochen später erhielt Alfons einen Brief von seinem Freunde, dem Doctor Drogue, worin ihm dieser den Tod seiner Tante anzeigte. Zugleich rieth ihm der Doctor Drogue, in Neapel zu bleiben, und

meldete ihm zu gleicher Zeit, daß seine Angelegenheiten in Paris so schlecht stünden, daß er vielleicht bald genöthigt sein würde, ihn um ein Asyl zu bitten.

Am Abende dieses Tages, als Alfons von einer Orgie spät nach Hause kam, fand er auf seinem Lager ein junges Weib. Die Dame war völlig angekleidet, und zwar in vollständiger Balltoilette. Als Alfons sich ihr näherte, sprang sie auf, wobei sie jedoch einen Fehler, ein leichtes Hinken, nicht zu verbergen vermochte.

Nun, Alfons, sagte sie mit lispelnder Stimme, Du kommst sehr spät. Ich warte schon den ganzen Tag auf Dich.

Alfons sah die Dame höchst verlegen an.

Ich bin es, Alfons; kennst Du mich nicht mehr?

Nein, wahrhaftig nicht; entgegnete Alfons, dessen Erstaunen mehr und mehr stieg.

Die Dame lachte.

Ei, sagte sie, Dein Gedächtniß ist sehr kurz. Du kennst mich also wirklich nicht?

Alfons rieb sich die Augen und fragte sie nach ihrem Namen.

Julie de Verron; entgegnete die junge Dame im weißen Gewande.

Julie de Verron? Sie haben, schöne Maske, den Namen meiner Tante angenommen?

Keineswegs, mein liebenswürdiger Ritter, ich bin Deine Tante.

Alfons wich einige Schritte zurück und glaubte zu träumen. Sie glich wirklich seiner Tante Zug für Zug, wie er sie auf einem Gemälde aus ihrer Jugendzeit oft genug gesehen hatte.

Auch ihr Charakter schien ganz derselbe zu sein, denn während Alfons vor Müdigkeit und Erschöpfung auf das Bett hinsank — er hatte in der Orgie, von welcher er soeben kam, bis zum Exceß in allen möglichen Genüssen geschwelgt — hüpfte und tanzte sie im Zimmer herum wie ein Kind, und plauderte das seltsamste Zeug durch einander.

Meine Tante verjüngt, und durch Opium! murmelte Alfons schon halb im Schlafe.

Lieber Alfons, sagte sie jetzt, komm', die Nacht ist herrlich, wir wollen eine Wasserfahrt machen!

O, ich schlafe schon! murmelte Alfons.

Und er schlief wirklich.

Aber der seltsame Spuk nahm dennoch kein Ende, und Alfons träumte fort:

Soeben erhielt er einen Brief, erbrach ihn und las:

„Ein Irrthum, lieber Verron, ein schrecklicher Irrthum! Machen Sie, wenn es noch Zeit ist, die Wirkung dieses bösen Versehens wieder gut.

Statt Opium habe ich Ihnen in der Zerstreuung die Phiole gegeben, welche verjüngt. Jetzt ist Ihre Tante höchstens siebzehn bis achtzehn Jahre alt. Doctor Drogue trägt mir auf, Ihnen sein Beileid zu melden; doch kann er nichts dagegen thun. Ich bitte, verzeihen Sie meinen Mißgriff, mein lieber Alfons; wenn ich es ändern könnte, ich würde die ganze Welt für Sie umkehren, denn ich bin Ihnen gar zu gut, mein lieber Alfons.

Ihr trostloser Felin."

Der Tausch ist jedenfalls ein guter, sagte sich Alfons endlich resignirt; sie ist jetzt jung und leidlich hübsch, und was ihre Launen anbetrifft, wollen wir sehen, wie lange wir sie ertragen können. Im schlimmsten Falle — — und zum zweiten Male irren wir uns nicht. Ich will ihr aber von vornherein mit fester, entschlossener Miene gegenübertreten, denn gebe ich ihr einmal nach, ist es um mich geschehen.

Frau Tante oder liebe Frau, sagte er lächelnd, als diese nun noch immer darauf bestand, eine nächtliche Wasserfahrt auf dem Golf mit ihr zu machen, ich gratulire Ihnen zu Ihrer Verjüngung, ich bin damit sehr wohl zufrieden; Sie werden mir daher wohl erlauben, die Brautnacht lieber an Ihrer Seite im traulichen Gemache als in der Gondel zuzubringen. Ich habe wirklich keine Lust, aufzustehen.

Wie? Keine Lust, die Wünsche Deiner Frau, und noch dazu einer Frau, mit der Du in den Flitterwochen lebst, zu erfüllen! rief die Dame mit flammendem Gesicht. Es ist nicht übel von Dir, Alfons Aber ich will's! Ich sage Dir, daß ich es befehle, und ich hoffe, Du werdest meine Befehle respectiren.

Befehle? fragte Alfons lachend. Nein, liebe Tante, oder liebe Frau, wollte ich sagen, Bitten, vielleicht auch Wünsche werde ich respectiren, aber Befehle niemals!

Niemals? rief die Gräfin zornig. Höre, Alfons, ich werde Dir etwas sagen. Ich liebe Dich! Ich habe Dir gestattet, daß Du mit dem Meinigen schalten und walten kannst; denn Du hattest auch mir allerdings ein Opfer gebracht, — ich war alt und häßlich. Aber das ist nun anders geworden. Jetzt bin ich jung und blühend, es wird mir nicht an Anbetern fehlen, die auf ihren Knieen um meine Liebe flehen werden. Nun gut, ich werde willfährigere, gehorsamere Liebhaber finden, die gern Befehle von mir annehmen. Wir sind also geschieden. Du kannst hier in meinem Hause wohnen, kannst wie früher bei mir leben, — aber im Uebrigen bin ich vollkommen Herrin meines Vermögens und meiner Handlungen.

Gut, und ich auch; sagte Alfons.

Du auch? fragte die Gräfin spöttisch. Nun ja, Du kannst thun, was Du willst.

Ganz gewiß, liebe Tante. Ich bin über Deinen Vorschlag entzückt, der mir und Dir die volle Freiheit wiedergiebt. Also erlaube, daß ich jetzt schlafe, ich bin wirklich todtmüde.

Gute Nacht, Alfons! sagte die Gräfin.

Gute Nacht, liebe Tante! sagte der junge Mann.

Nun schlief Alfons fest und glücklich, denn er hatte ein Gefühl, wie er es noch niemals empfunden; er hatte Geld und war frei, und da seine Tante durch das Gift, welches er ihr gegeben, nicht getödtet worden war, er also kein Verbrechen auf dem Gewissen hatte, war ihm recht wohl zu Muthe.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Aber so schön der Traum des jungen Mannes war, er erwachte mit einem sehr unbehaglichen Gefühle. Er war, als es schon zu tagen begann, eingeschlafen, und wachte im Finstern auf. Er wollte den Bedienten rufen und griff nach der Klingelschnur über dem Bette, stieß aber mit der Hand überall an.

Es schien dem jungen Manne, als läge er in einem ringsum geschlossenen Kasten.

Er sprang auf und stieß mit dem Kopfe gegen einen sehr harten Gegenstand. Er wollte einige

Schritte vorwärts thun, aber wurde gehemmt; er berührte, wie es schien, eine nackte, kahle Wand.

Nun war es ihm zu arg. Er schrie, so laut er konnte, er tastete überall umher, aber er fand nirgends einen Ausweg, bis er sich ermattet und erschöpft wieder aufs Bett warf und bald darauf von neuem einschlief.

Es war heller Tag, als er abermals erwachte. Die Sonne lachte ihm freundlich ins Gesicht. Er sah sich betroffen um und fand Alles wie früher; er klingelte, und der Diener erschien sofort, aber es war nicht der alte, sondern ein ihm ganz unbekannter Mensch.

Alfons rieb sich die Augen; er glaubte noch immer zu träumen.

Was ist das? fragte er; wo ist Brinetto?

Fort, Signore.

Weshalb?

Ich weiß nicht, Signore.

Wer hat ihn fortgeschickt?

Die Frau Gräfin, Signore.

Welche Frau Gräfin? fragte Alfons, indem er mit einem Fuß aus dem Bette sprang.

Frau Julie de Verron.

Frau Julie de Verron? Mein Gott, seit wann ist sie hier?

Seit gestern.

Du kamst mit ihr?

Nein, Signore; ich wurde erst hier angenommen.

Alfons starrte den Bedienten wie ein Irrsinniger an; dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und murmelte:

Entweder träume ich noch immer, oder ich bin verrückt.

Bringe mir meine Chokolade; sagte nun Alfons zu seinem Bedienten, und dann melde mich bei der Frau Gräfin.

Um Verzeihung, Signore; das Kammermädchen der Frau Gräfin hat mir soeben gesagt, daß die Frau Gräfin sehr müde und abgespannt von der Reise sei und daß Niemand vor Verlauf von achtundvierzig Stunden zu ihr kommen könne.

Nun, dann werde ich das Kammermädchen sprechen.

Um Verzeihung, Signore; das Kammermädchen hat sich ebenfalls eingeschlossen und ist nicht zu sprechen.

Der Diener ging, und Alfons dachte nun über seine seltsame Lage nach. Sein Traum war also doch nicht ganz ein Traum gewesen. Seine Tante lebte wirklich und war hier? Hm! — Er hatte ja doch die Nachricht von ihrem Tode erhalten. Es fehlte

noch, daß sie wirklich wieder jung geworden! Er war wirklich neugierig, sie zu sehen.

Endlich wurde der junge Mann des Grübelns überdrüssig; er schlug sich seinen Traum und alles Uebrige aus dem Sinn, kleidete sich an, ließ sich durch den Bedienten frisiren und ging aus, wie gewöhnlich.

Dieser neue Bediente, brummte er auf dem Wege, ist zwar sehr demüthig und unterthänig, aber er mißfällt mir, denn er hat ein sehr confiscirtes Gesicht. Er sieht aus wie ein Mensch, der vor keinem Verbrechen zurückschreckt.

Aber auch der Gedanke an den Bedienten verschwand bald aus seinem Kopfe. Alfons trat in das Spielhaus, wo er die Bank gesprengt. Er hatte die Taschen voll von Geld und setzte große Summen, und in Zeit von einer Stunde hatte er abermals die Bank gesprengt.

Alfons erschrak fast vor seinem Glücke. Indeß er hatte Geld, und er war jung und wollte leben. In Neapel konnte man das. Es fehlte nicht an Vergnügungen aller Art, und die Neapolitanerinnen waren schön. Alfons wollte eben das Spielhaus verlassen, als ein junger Mensch mit einem sehr vornehmen Wesen an ihn herantrat und ihn anredete:

Herr Alfons de Verron?

Ganz richtig; der bin ich. Mit wem habe ich die Ehre?

Mein Name ist Favre, wenn Sie sich dessen erinnern.

Favre? Favre? — —

Ei, Sie haben ein kurzes Gedächtniß, mein lieber Herr von Verron. Kennen Sie den Neffen des Doctor Drogue nicht mehr?

Wie? Derselbe, der in Versailles — —

St! St! sagte Favre, derselbe! Aber darüber muß man schweigen.

Aber warum denn, mein lieber Favre?

Sie wissen also nicht, daß sie hier ist?

Wahrhaftig? Und wo wohnt sie? Ich brenne in der That vor Begierde, sie zu sehen und mit ihr zu sprechen.

Nun, im griechischen Hause.

Im griechischen Hause? fragte Alfons verwundert. Nimmermehr!

Wie, Sie zweifeln?

Allerdings, denn dieses Haus gehört meiner Tante, und ich wohne selbst darin.

Favre lachte sehr ungläubig.

Wie, Sie zweifeln? Und ich komme nicht längst von dort her und habe die Nacht daselbst zugebracht.

Diese Nacht? Sie spaßen wirklich, mein lieber Alfons.

Oder Sie.

Und was haben Sie diese Nacht dort gemacht?

Ei, Sie fragen ein wenig naiv, mein lieber Favre.

Waren Sie denn etwa auch mit meiner Tante zusammen?

Mit Ihrer Tante? Nein!

Oder mit meiner Frau? Das ist ja einerlei.

Nein, ich habe sie wirklich nicht gesehen.

Und doch behaupten Sie, diese Nacht mit ihr unter einem Dache gewesen zu sein.

Ich weiß nur, mein Freund, daß ich im griechischen Hause mich an der Seite der schönen Marla befand.

Nun, wenn sie in meinem Hause ist, dann hat sie meine Tante mit hierher gebracht. Gott weiß, was die boshafte Frau mit mir im Schilde führt. Vor einigen Wochen war sie bereits gestorben, und nun ist sie plötzlich zu meinem nicht geringen Schreck nach Neapel gekommen. Aber ich werde der hübschen Marla unter den Augen meiner Tante den Hof machen.

Das wäre allerdings sehr spaßhaft; denn ich muß Ihnen sagen, mein Freund, daß sich die Marla

heimlich in Neapel aufhält, daß sie von einem am französischen Hofe sehr mächtigen und einflußreichen Manne verfolgt wird, und daß dieser Mann auf Sie sehr böse ist.

Auf mich?

Nun, ich denke, er hat Ursache dazu; denn in Versailles —

St! St! sagte Alfons und sah sich sehr ängstlich um.

Ja, es ist allerdings am besten, wenn wir davon gar nicht sprechen; fuhr Favre fort. Also die Marla ist hier im Hause Ihrer Tante und zwar auf meines Oheims, des Doctor Drogue, Veranlassung.

Welchen Antheil nimmt denn Ihr Oheim an ihr?

Das weiß der Teufel. Ich glaube aber, es ist ihre Schönheit nicht allein, die ihn zu ihrem Beschützer macht.

Seltsam, daß mir der Bediente meiner Tante nichts davon gesagt hat; bemerkte Alfons.

O, sie hat es ihm verboten; das ist nichts als Eifersucht.

Glaubt sie denn wirklich, die Marla vor mir verstecken zu können, wenn sie mit mir unter einem Dache lebt? Nun, wir wollen sehen.

Aber mein lieber Verron, sagte Favre, ich will Ihnen nichts gesagt haben. Sie werden heute natür-

lich eine gründliche Haussuchung halten und wir werden uns vielleicht begegnen. Sie haben mir in Versailles einen Dienst geleistet, und ich leiste Ihnen heute ebenfalls einen solchen. Ich bin nicht undankbar und ich liebe Sie.

Ich bin Ihnen sehr verbunden; entgegnete Alfons, indem er dem jungen Mann die Hand drückte.

Aber sagen Sie mir, Sie haben entsetzlich viel Geld, wie es scheint; was wollen Sie mit dem vielen Gelde machen?

Sonderbare Frage; versetzte Alfons lachend, fragen Sie nach acht Tagen wieder, dann werde ich Ihnen das ganz genau sagen.

Und würden Sie mir, wenn ich Sie darum ersuchte, fünfhundert Francs borgen?

Hier sind tausend; sagte Alfons, und übergab Favre mehrere Geldrollen.

Sie sind sehr freundlich.

Ihre Nachricht ist mir mehr werth. Adieu!

Die beiden jungen Männer trennten sich und Alfons begab sich in ein anderes Kaffeehaus. Was er soeben gehört hatte, erschien ihm sehr merkwürdig und ging ihm durch den Kopf, aber der Tag der Wunder sollte für ihn noch nicht vorüber sein.

So saß Alfons nachdenkend über die von Favre erfahrenen Dinge da und begann soeben sich eine

frische Cigarre anzuzünden, als ein junger, fast weibisch aussehender Mann an ihn herantrat und ihn begrüßte.

Alfons erwiderte erstaunt diesen Gruß, denn er erinnerte sich nicht, den jungen Menschen irgendwo gesehen zu haben.

Guten Tag, Herr Alfons; lispelte der junge Mann, haben Sie wohl die Gewogenheit, mir einige Augenblicke Gehör zu schenken?

Mit wem habe ich die Ehre? fragte Alfons.

O, wir kennen uns.

Wirklich? Ich entsinne mich nicht.

Sie haben ein kurzes Gedächtniß, mein Lieber. Haben Sie Versailles so gänzlich vergessen?

O nein; im Gegentheil.

Erinnern Sie sich also jener Nacht, da Sie im Spiel einen großen Verlust hatten und von Ihrer Tante unter einer sehr harten Bedingung aus Ihrer Verlegenheit gerettet wurden?

Sie wissen?

O, Alles, was Sie wollen.

Das ist nicht möglich.

Der junge Mann bückte sich über Alfons hin und berührte mit seinem Munde fast dessen Ohr.

Marla! sagte er.

Alfons fuhr zusammen.

Opium! fuhr Jener fort. O, es hat abscheulich gewirkt, nicht wahr?

Und bei diesen Worten lächelte der junge Mann auf eine unheimliche Weise.

Mein Herr, wer sind Sie? fragte Alfons, der vor Ueberraschung kaum eines Wortes fähig war.

Sie sehen, wir kennen uns; entgegnete der Räthselhafte.

Ich erinnere mich wirklich nicht.

Der junge Mann lächelte abermals sehr unheimlich.

Ich wiederhole, Sie haben ein sehr kurzes Gedächtniß, mein Herr; sagte er. Wenn Sie diese Nacht mit einem gewissen — —

Der Unbekannte beugte sich noch tiefer zu Alfons hinab.

— in Conflict gerathen sollten, dann geben Sie ihm dieses Stück Blech.

Der Räthselhafte übergab dem jungen Manne ein Stück weißes Blech, auf welchem einige Hieroglyphen eingegraben waren, und entfernte sich.

Alfons erhob sich, und ging in sein Haus zurück und beschloß, hier eine genaue Untersuchung anzustellen, doch zu diesem Zwecke bedurfte er eines zuverlässigen Dieners. Der Alte, welcher bisher das Haus verwaltet hatte, war, wie bereits erwähnt, ver-

schwunden, dem neuen Diener nicht zu trauen. Es befand sich allerdings auch eine alte Matrone im Hause, welche noch zur Zeit seines Oheims hier gelebt hatte; aber es schien Alfons nicht gerathen, mit einem alten Weibe, welches ihm ebenfalls gänzlich fremd war, sich in irgend eine Verbindung einzulassen, da man ihn in so viele Räthsel und Geheimnisse zu verstricken drohte.

Es blieb ihm also nichts übrig, als auf eigene Faust den Palast zu durchstreifen; doch ehe er sich an dieses Geschäft machte, klingelte er, und derselbe Diener, welcher ihn am Morgen bedient hatte, erschien.

Wird meine Tante jetzt zu sprechen sein? fragte Alfons, welcher sich anscheinend ganz sorglos und gleichmüthig aufs Sopha niedergestreckt hatte.

Ich weiß es nicht.

Was soll das heißen?

Ich bin nur zu Ihrer Bedienung bestellt; alles Uebrige kümmert mich nichts.

Nur zu meiner Bedienung? Wer befiehlt denn hier?

Die Frau Gräfin von Verron.

Und wo befindet sich diese?

Im andern Flügel.

Dahin kommst Du nicht?

Nein; ich bin nur in diesem Flügel, welcher für sich ein selbständiges Haus ausmacht.

Gut, sagte Alfons, Du wirst also Alles thun, was ich Dir befehle?

Dazu bin ich hier.

Ich will aber Deine Dienste nicht; sagte Alfons, ich gebrauche Dich nicht. Sage der Gräfin, daß ich mir einen andern Diener verschaffen werde.

Um Gottes willen, gnädiger Herr, sagte der Diener mit einer Miene der Verzweiflung, warum wollen Sie mich um Lohn und Brod bringen? Haben Sie über mich zu klagen? Ich glaube, Ihren Befehlen pünktlich nachgekommen zu sein.

Diese Bestürzung des Dieners überzeugte Alfons, daß ihn kein besonderes Interesse an die Gräfin fesselte, denn im andern Falle würde ihn die Gräfin nicht entlassen haben, wenn Alfons sich auch einen andern Diener genommen hätte. Dies bestimmte seinen Entschluß.

Höre, sagte er, ich kann nur einen äußerst zuverlässigen Diener gebrauchen, und einen solchen werde ich nach Verdienst bezahlen und belohnen. Ich kenne auch einen treuen Menschen, den ich statt Deiner annehmen will; der würde für mich durchs Feuer gehen.

Und ich, Signore, und ich; sagte der Diener,

glauben Sie, daß ich das nicht thun werde? O, ich bin es gewohnt, meinen Herrschaften treu zu dienen, wenn sie mich darnach behandeln.

Nun, ich will es mit Dir versuchen. Bist Du mit den Oertlichkeiten in diesem Hause einigermaßen vertraut?

Hier in diesem Flügel, Signore, aber nicht in jenem.

Bist Du noch niemals hinein gekommen?

Es ist mir unter Androhung meiner sofortigen Entlassung untersagt.

Nun gut. Höre! Wie heißt Du?

Marcho.

Also Marcho, ich will Dich in meine Dienste aufnehmen, verstehst Du? In meine Dienste. Ich besolde Dich, aber Du leistest nur mir Gehorsam.

Sie werden mich kennen lernen, Signore.

Nun gut. Es ist mir vor allen Dingen daran gelegen, mit dem andern Flügel des Schlosses in beständiger Communication zu bleiben, ohne daß die Frau Gräfin davon eine Ahnung hat. Zu diesem Zwecke müssen wir die Gemächer und Gewölbe, überhaupt alle Piecen über und unter der Erde kennen lernen. Du hast nichts zu thun — Du sollst mich begleiten; wir wollen sogleich anfangen.

Signore, sagte der Diener, das wird nicht mög=

lich sein. Ich habe es schon einige Male versucht, in den andern Flügel einzudringen; aber da steht ein Cerberus, der mich abgewiesen hat.

Und zu welchem Zwecke machtest Du den Versuch?

Es ist drüben, Signore, — ich diene Ihnen treu und sage Ihnen nur die Wahrheit —

Nun?

Es ist drüben eine sehr hübsche Dienerin, nach der mich verlangte.

Und die Du kennst?

Ja, Signore.

Und sie weiß natürlich, daß Du hier bist?

Das weiß ich nicht; ich habe sie zwar gesehen, ich bezweifle aber, ob sie mich gesehen hat.

Wann gingst Du vorige Nacht zu Bette?

Um elf Uhr.

Und wann standest Du diesen Morgen auf?

Um sechs Uhr.

Wo schliefst Du?

In der Stube, welche man mir in diesem Flügel angewiesen hat.

Woher hast Du die Chokolade erhalten, welche Du mir heute gebracht hast?

Aus jenem Flügel.

Wer gab sie Dir?

Der Cerberus.

Was ist das für ein Mensch?

Ein kleiner, breitschulteriger Kerl; wenn er mich ansieht, geschieht es stets in einer Art, als wollte er mich beißen. Er hat auch Zähne wie ein Hauer.

Und was sprach er mit Dir?

Gar nichts.

Wer hat Dir denn die Befehle der Gräfin überbracht?

Der Cerberus.

Du hast also die Gräfin gar nicht gesehen?

Nein.

Wer hat Dich in Dienst genommen?

Der Cerberus.

Auf welche Weise hast Du erfahren, daß auch ein Kammermädchen hier ist?

Der Cerberus sagte mir's.

Demnach hat er also doch mit Dir gesprochen?

Als er mich in den Dienst nahm, sagte er: In diesem Schlosse wohnen gleichsam zwei Parteien; den einen Flügel hat die Frau Gräfin von Verron mit ihrer Kammerzofe inne; den andern ihr Neffe, Herr Alfonse de Verron. Der Herr Alfons macht seiner Tante vielen Kummer, aber sie liebt ihn und mag ihn daher nicht verstoßen. Sie wird nur so lange mit ihm schmollen, bis er sich gebessert hat, und sie

will mit ihm in durchaus keine Berührung kommen. Du sollst ihn bedienen, das ist Alles.

Nun höre; sagte Alfons, nachdem er ein Weilchen nachgedacht hatte, wir werden jedenfalls bis Abend warten müssen, ehe wir etwas unternehmen können. Es ist jetzt kaum Mittag. Gehe an Deine Geschäfte, d. h. habe ein wachsames Auge auf das, was hier im Hause vorgeht. Untersuche, jedoch ohne den Argwohn irgend Jemandes zu erregen, ob nicht ein unterirdischer Verbindungsweg in den andern Flügel führt.

Das wird jedenfalls so sein; entgegnete der Diener, ich habe Ursache, es zu glauben.

Weshalb?

Ich kann den Grund nicht genauer angeben; ich schließe es aus der ganzen Construction des Hauses.

Nun höre, ich gehe jetzt wieder und werde erst kurz vor dem Zubettegehen zurückkehren. Halte Dich munter, Du hast heute weiter nichts für mich zu thun.

Alfons verließ das Haus, kaufte sich ein Paar Pistolen und hinlänglich Munition, und einen scharfen zweischneidigen Dolch, durchlief alle möglichen Kaffeehäuser, spielte in verschiedenen Spielhöllen, und überall mit beispiellosem Glück. Es war bereits nach zehn Uhr Abends, als er in sein Haus zurückkehrte.

Marcho erwartete ihn.

Hast Du etwas Neues erfahren? fragte er.

Nichts; ich habe es versucht, in den andern Flügel einzudringen, aber es gelang mir nicht; das Mädchen jedoch habe ich gesprochen.

Und ausgekundschaftet?

Nein; ich war eben dabei, da kam der Cerberus auf uns zu, und als ihn das Mädchen sah, zog sie sich sofort zurück.

In diesem Augenblicke zückte Alfons seinen Dolch, stürzte sich plötzlich auf Marcho, ergriff ihn bei der Brust und rief mit donnernder Stimme:

Elender, Du bist des Todes!

Um Gott! rief der Diener erblassend, was habe ich Ihnen gethan?

Mich belogen!

Dann möge mich die heilige Jungfrau den gräßlichsten Tod sterben lassen; ich habe Ihnen die reine Wahrheit gesagt.

Du leugnest selbst noch Angesichts des Todes?

Sie können mich tödten, wenn Sie einen Schuldlosen morden wollen.

Gut, sagte Alfons, ich will Dir trauen; es scheint, daß ich Dir trauen kann. Jetzt merke auf! Begieb Dich in Dein Cabinet, aber halte Dich wach. Sobald ich rufe, kommst Du zu mir herein; ich lege mich unausgekleidet ins Bett, den Dolch lege ich

unter mein Kopfkissen, die geladenen Pistolen neben mein Bett an der Wand. Wir wollen die Bettstelle ein wenig von der Wand abrücken.

Diese Anordnungen waren in einer Viertelstunde getroffen. Es war nach elf Uhr und Alfons begab sich zu Bette, während sein Diener ins Cabinet trat.

Eine halbe Stunde verging dem jungen Manne in der tödtlichsten Spannung, es rührte und regte sich nichts; er fing schon an, ungeduldig zu werden, als er plötzlich eine leise, allmälige Senkung seines Bettes wahrzunehmen glaubte. Sofort rief er seinen Bedienten herbei nnd sprang aus dem Bette.

Was giebts, Herr? fragte Marcho,

Sieh' das Bett an, Marcho; träume ich diesmal auch oder bemerkst Du —

Mein Gott, gnädiger Herr, das Bett senkt sich ja!

Also doch! Nun, rasch hinein, Marcho, decke Dich bis über die Nase zu und verhalte Dich still. Ans Leben wird es Dir nicht gehen, dafür laß mich sorgen.

Marcho hatte sich ohne Zögerung ins Bett geworfen — die Bettstelle senkte sich immer mehr und mehr.

Decke Dich ganz zu, ehe Du nach unten gelangst; flüsterte Alfons, indem er ganz dicht an ihn heran-

trat, man wird durchaus nicht zweifeln, daß ich im Bette bin, da man mir einen Schlaftrunk gereicht hat, und wird dasselbe also nicht untersuchen. Wenn unten alles stille ist, dann stehe auf, besichtige den Mechanismus genau, welcher dabei in Wirksamkeit gesetzt wird; ich bleibe —

Er konnte nicht ausreden. Die Bettstelle senkte sich jetzt mit rapider Schnelligkeit und plötzlich war der Fußboden, auf welchem die Bettstelle gestanden, mit dieser völlig verschwunden. Alfons stellte das Licht in das Cabinet, schlich sich dann wieder leise an die Oeffnung, legte sich neben derselben auf den Fußboden und horchte.

Ein dumpfes Geräusch, ein leises Geflüster drang zu ihm herauf, er hörte etwas scharren und rücken, dann einen dröhnenden Ton, und allmälig bewegte sich der Fußboden wieder nach oben; das Stück, worauf die Bettstelle gestanden, trat an seinen vorigen Ort und schloß sich der Täfelung vollkommen wieder an. Nicht die geringste Spur von dem, was soeben vor Alfons' Augen vorgefallen, war jetzt noch sichtbar.

Alfons wußte nicht, was er zu diesem seltsamen Bettsenkungsapparate sagen sollte. Wenn ihm ein Anderer von einem solchen Abenteuer erzählt hätte, er würde ihm nicht geglaubt haben, und es war in

der That eine fast mährchenhafte Geschichte. Es that ihm jetzt leid, daß er nicht darauf bestanden, seine Tante zu sehen. Die Sache begann ihm jetzt sehr problematisch zu erscheinen. War seine Tante wirklich noch am Leben und war sie in diesem Hause?

Er begann jetzt das Zimmer, in welchem er sich befand, genauer zu untersuchen; sein Blick fiel zunächst auf einen Kleiderschrank, der fast so groß wie ein kleines Haus war. Das Möbelstück war Alfons bisher nicht aufgefallen, aber in seinem jetzigen aufgeregten Zustande kam ihm der Schrank ganz sonderbar gespenstisch vor. Er öffnete ihn; es war nichts darin, aber durch eine enge Spalte der Rückwand schien ihm ein heller Schein entgegenzuleuchten.

Alfons glaubte sich getäuscht zu haben, stieg in den Schrank und schloß ihn zu, so daß von außen kein Licht hineindringen konnte. Er erkannte nun, daß er sich nicht getäuscht hatte.

Nun untersuchte Alfons die Rückwand des Schrankes genauer; sie war von Holz und schien in der That zugleich eine Thür zu sein, denn unten am Boden des Schrankes befand sich ein Knopf. Alfons drückte und schob ihn nach allen Seiten — endlich schien der Knopf sich zu bewegen.

Hier scheint der Teufel sein Spiel zu haben, dachte Alfons und zog die Hand zurück; ehe ich etwas

Weiteres unternehme, will ich versuchen, ob ich auch mit meinen Ohren etwas zu entdecken vermag. Der junge Mann legte das Ohr an die Spalte, es war Alles ruhig; er blickte noch einmal hindurch, und jetzt schien es ihm, als sähe er eine Gestalt unbeweglich auf einem Sessel vor einem Tische sitzen.

Jetzt gewagt! murmelte Alfons und griff nach seinen Pistolen; vorwärts, Hand an's Werk! Ich will doch sehen, welches Geheimniß in dieser Hexenküche gebraut wird.

Wieder schob und drückte er an dem Knopf, aber offenbar war er lange nicht in Wirksamkeit gesetzt worden, denn der Mechanismus versagte oder war gänzlich zerstört.

Ohne Geräusch wird es also nicht gehen können; murmelte Alfons mit nachdenklicher Miene und gab dem Knopfe einen tüchtigen Stoß. Im selben Augenblicke sprang eine schmale Thür fast geräuschlos auf, und Alfons befand sich nun in einem hell erleuchteten Zimmer; die gespenstische Gestalt saß hier in der That vor einem großen viereckigen, mit einem schwarzen Tuche bedeckten Tische regungslos da.

Ist es eine Statue? dachte Alfons, und blieb einen Augenblick wie festgewurzelt stehen, denn er konnte sich eines leisen Grausens nicht erwehren und wagte anfänglich keinen Schritt vorwärts zu thun.

Die Gestalt wandte ihm den Rücken zu, und Alfons vermochte nicht zu unterscheiden, ob es ein Mann oder ein Weib war, denn sie war in eine schwarze Kapuze gehüllt. Endlich ermannte er sich, nahm die Pistole in die Haud und näherte sich leise und vorsichtig dem Tische.

Jetzt stand er ganz dicht hinter der Gestalt.

Wer ist hier? donnerte er plötzlich und streckte die Pistole vor. Nicht das leiseste Geräusch erfolgte. Das geisterhafte Wesen blickte sich nicht um, machte keine Bewegung, gab keinen Laut von sich. Alfons trat jetzt vor dasselbe, und ein Paar entsetzlich rollende Augen leuchteten ihm unheimlich entgegen; sonst schien Alles an dieser Gestalt todt zu sein.

Stehe mir Rede, rief Alfons, oder Du bist des Todes!

Es blieb stille wie im Grabe.

Soll ich schießen, oder wirst Du mir sagen, wer Du bist und was Du hier treibst?

Noch immer erfolgte keine Antwort.

Alfons war in der peinlichsten Lage. Dieses entsetzliche geheimnißvolle Wesen schien auch nicht die geringste Furcht vor seinen Pistolen zu haben und gab sich nicht die geringste Mühe, sich gegen ihn zu vertheidigen.

Das konnte nichts Menschliches, nichts von Fleisch und Blut sein — und dennoch diese fürchterlich rollenden Augen!

Alfons wollte eben die Gestalt bei der Brust packen, als er ein eigenthümliches Hämmern und Pochen vernahm; es mußte unterhalb des Fußbodens sein; er horchte und warf einen Blick auf die räthselhafte Gestalt, welche noch immer laut- und regungslos vor dem Tische saß.

Alfons schritt nun entschlossen auf die Gestalt zu. Mit einer kecken Bewegung griff er nach ihrem Arm, aber im selben Augenblick erhielt er einen fürchterlichen Schlag und stürzte bewußtlos nieder.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Alfons aus seiner Betäubung erwachte. Er lag in seinem Bette, blickte sich wie träumend an und gab sich vergebliche Mühe, die Ereignisse der vergangenen Nacht sich ins Gedächtniß zurückzurufen. Der Kopf war ihm schwer und er empfand einen heftigen Schmerz in der Gegend der Schläfe. Es dauerte eine gute Stunde lang, ehe er sich aus diesem dumpfen Hinstarren emporarbeiten konnte. Endlich zog er eine Klingelschnur, welche sich über seinem Bette befand.

Einige Secunden darauf trat ein altes gekrümmtes, grauköpfiges Männchen ins Zimmer, dessen Aussehen wahrhaft koboldartig war. Man denke sich einen Zwerg, kurze Beine, dicken Bauch, einen ungemein dicken Kopf mit sehr kleinen Augen und einer plattgedrückten Kalmuckennase, bekleidet mit einem rothen Rocke und grünsammtenen Beinkleidern, und man wird einen schwachen Begriff von Alfons' Ueberraschung erhalten, als dieses Männchen, trotz seiner grauen Haare, hüpfend ins Zimmer trat und sich ihm zur Verfügung stellte.

Wo ist mein Diener? fragte Alfons, als er sich von seiner Ueberraschung erholt hatte.

Er hat die Ehre, Ihnen in diesem Augenblicke aufzuwarten, Signore; versetzte der Zwerg.

Wie? — Du?

Ich, Herr, der Haushofmeister dieses Palastes, und jetzt ausschließlich zu Ihren Diensten hierher verwiesen.

Aber nicht angenommen, rief Alfons, indem er sich erhob. Zum Teufel denn, ich glaube doch hier Herr zu sein, glaube es zu sein, und werde Euch zeigen, daß ich es wirklich bin!

Allerdings sind Sie das, versetzte das Männchen sehr unterwürfig, ich werde Ihre Befehle aufs pünktlichste respectiren.

Wo ist der frühere Bediente Marcho?

Das weiß ich nicht, Signore.

Du weißt nicht? Unmöglich!

Ich sage die Wahrheit, Signore; Lügen führt in die Hölle, und Pindor liebt das Paradies.

Gut; so gehe, schaffe mir Marcho zur Stelle.

Das kann ich nicht, Herr.

Und das nennst Du meine Befehle respectiren?

Wie soll ich einen Menschen herbeischaffen, den ich nicht kenne, nie gesehen habe, dessen Aufenthalt ich nicht weiß —

Oder nicht wissen will.

Nicht weiß, Signore.

Wer hat Dich zu mir gesandt?

Die Herrin dieses Palastes, Signore.

Wer ist das?

Nun, ich meine, das müssen Sie wissen; die Gräfin von Verron, Herr.

So sag' ihr, Du gefällst mir nicht, ich danke für Deine Dienste; ich werde heute ein Wort mit ihr sprechen.

Sehr wohl, Herr; sagte der Zwerg, ohne eine Miene zu verziehen. Steht vielleicht der Morgentrunk zu Befehl?

Nichts! versetzte Alfons kurz.

Nichts? entgegnete der Zwerg zögernd. Nicht die Chokolade?

Nichts! wiederholte Alfons.

Befehlen Sie nicht, Signore, daß ich Ihnen beim Ankleiden helfe?

Geh' zum Teufel! rief Alfons ärgerlich, ich will ein- für allemal Deine Dienste nicht.

Der Zwerg entfernte sich, und Alfons suchte sich zu erheben. Beim ersten Versuch ergriff ihn ein Schwindel und er mußte sich wieder niederlegen. Beim zweiten Male gelang es ihm besser, und er konnte das Bett verlassen. Er kleidete sich an, was ihm im ersten Augenblicke gar nicht eigenthümlich erschien, da er dieses jeden Morgen zu thun gewohnt war. Nach und nach erinnerte er sich aber, daß er sich am vorhergehenden Abende nicht ausgekleidet hatte; er dachte an die geheimnißvolle Gestalt, auch der Bettversenkung erinnerte er sich wieder, nur gab er sich ganz vergebliche Mühe, sich auf das wieder zu besinnen, was er in dem Saale eigentlich vorgenommen hatte und was dort mit ihm geschehen war.

Indessen hatte er sich fertig angekleidet und untersuchte nun den Fußboden, auf welchem seine Bettstelle stand, ganz genau; hier war durchaus nichts Auffälliges zu entdecken. Er ging dann in das anstoßende Cabinet, und als er wieder den großen

Schrank sah, erinnerte er sich auch der verborgenen Thüre. Er wollte den Schrank öffnen, aber er war verschlossen. Alfons ließ sich nicht abhalten; er trat an sein Bette, den Dolch zu holen, den er unter dem Kissen verborgen hatte; er war nicht mehr da. Er suchte nach seinen Pistolen; auch diese fehlten. Endlich suchte er nach seinem Gelde, einer sehr bedeutenden Summe in Gold, die er gewonnen hatte; sie lag an dem Orte, wohin er sie gelegt hatte, und war unberührt.

Seltsam, murmelte Alfons, von Schurken scheine ich also nicht umgeben zu sein, sonst würden sie mir mein Geld gestohlen haben. Nun möchte ich doch wissen, was hier sonst vorging und welche ehrliche Spitzbüberei hier getrieben wird. Jedenfalls giebt es einen Grund, so geheimnißvoll zu Werke zu gehen; aber was will man von mir?

Alfons hatte indeß seine Toilette vollendet, steckte eine gute Summe Geldes zu sich und verließ sein Zimmer, um in den andern Flügel zu gehen, woselbst sich seine Tante und Gattin, die Gräfin von Verron, aufhielt. Bei diesem Gange erst fiel ihm die ungewöhnliche Größe und Bauart des Hauses auf. Es glich einem großen Kloster; der Kreuzgänge, Corridors und Zimmer war eine große Anzahl.

Endlich hatte er den jenseitigen Flügel erreicht und stieß hier auf einen langen, hageren Menschen in Livrée.

Führe mich in die Zimmer der Gräfin; sagte Alfons zu diesem.

Wer sind Sie, Herr? fragte der Bediente.

Nun, zum Teufel, der Neffe meiner Tante und der Mann meiner Gemahlin!

Kann hier nicht eingelassen werden; versetzte der Bediente sehr phlegmatisch.

Wie, Du willst mir wehren —

Habe strengen Befehl, Herr.

Alfons schob den Diener zur Seite. Dieser aber ergriff Alfons' Arm, wobei er eine ungewöhnliche Körperkraft verrieth.

Nun, so geschieht's im Bösen! sagte Alfons wüthend und suchte sich von dem Hagern loszumachen.

Ich bin stärker, Herr; sagte dieser mit dem größten Gleichmuth.

Wenn auch, Schurke; ich werde Dich dennoch beseitigen.

Der Hagere lächelte sehr ironisch, und Alfons, in die äußerste Wuth versetzt, begann mit ihm zu ringen. Doch er war in der That zu schwach, den Cerberus bei Seite zu schieben, obgleich er die größten Anstrengungen machte.

Herr, werden Sie nicht grob! rief der Hagere, der sich sichtlich Mühe gab, den jungen Mann zu schonen; ich stehe für nichts. Ich habe gemessenen Befehl, Sie nicht in diesen Flügel zu lassen, und Sie werden nur über meinen Leichnam hinwegkommen.

Gut, sagte Alfons, von seinen vergeblichen Anstrengungen ablassend, wenn Du nicht anders willst; ich werde wiederkommen! Ich gebe Dir aber zu bedenken, Du Narr, ob Du nicht besser thun wirst —

Alfons griff in seine Tasche und holte eine Handvoll Goldstücke hervor.

Der Hagere schüttelte sehr verächtlich den Kopf.

Wie? Dies hat keinen Reiz für Dich?

Bin nur ein Menschenkind; versetzte der Hagere, ich liebe das Gold, aber —

Nun — aber?

Ich mag nicht mit dem Teufel tanzen.

Du magst nicht mit dem Teufel tanzen? Wie soll ich das verstehen?

Freilich müßte ich das, wenn ich nicht fest auf meinem Posten stehe.

Wer hat Dir das gesagt?

Pindor! Pindor! rief jetzt plötzlich eine laute, heisere Stimme.

Wer ist das? fragte Alfons.

Der Hagere stellte sich kerzengrade hin und sprach kein Wort.

Du heißt Pindor? fragte Alfons.

Keine Antwort

Wirst Du mir Rede stehen! rief Alfons wüthend und packte ihn bei der Brust.

Er leistete keinen Widerstand und sah den jungen Mann mit starrem Auge an.

Die Passage ist frei; brummte Alfons und ging ruhig weiter.

Der Hagere ließ ihn in der That ungehindert passiren.

Merkwürdige Geschichten das; murmelte Alfons, ich fange an, um meinen armen Verstand zu bangen, denn ich glaube wirklich, daß Alles um mich herum verzaubert ist. Ach, wenn mein guter Doctor Drogue, der mir schon so manchen guten Rath gegeben, hier wäre! Schrieb er mir nicht, daß er ein Asyl bei mir zu suchen bald veranlaßt werden könnte? Ach, wäre er doch schon bei mir, er würde mir schon helfen, dieses Teufelsnest hier zu entzaubern!

In diesem Selbstgespräch begriffen, war Alfons fast den ganzen Corridor hinabgeschritten. Der Hagere stand noch immer kerzengrade, wie eine Schildwache, welche die Honneurs macht, am Eingange des-

selben, ohne einen Blick von dem jungen Manne abzuwenden.

Halt! sagte dieser, das hier ist eine Thür; o, ich bin ja schon bei mehreren vorübergegangen. Hier muß eine Frau sein; jedenfalls in einem dieser Zimmer wird sie sich befinden. Von hier aus scheint die Stimme hergekommen zu sein.

Alfons öffnete ohne Umstände die Thür, vor welcher er in diesem Augenblicke stand. Das Zimmer war aufs prachtvollste ausmöblirt, aber kein lebendes Wesen befand sich darin. Dann trat er in ein zweites Zimmer, dessen Thür halb geöffnet stand, und hier war, wie es ihm schien, das Budoir der Gräfin.

Alfons war im ersten Augenblicke betroffen. Er war darauf gefaßt, im hellen Glanze des Morgenlichtes einen Betrug, den man ihm spielen wollte, und die falsche Gräfin von Verron zu entlarven, aber sie war es wirklich und leibhaftig.

Was ihn nun außerdem überraschte, war die ruhige, durchaus gleichmüthige Miene der Gräfin, als er zu ihr eintrat. Sie lag in einem reizenden Negligée auf ihrem Ruhebette und schlürfte eine Tasse Chokolade, ohne sich von ihres Neffen Erscheinung im geringsten stören zu lassen. Alfons betrachtete sie eine Weile unverwandt; sie sah allerdings wohler und etwas jünger als sonst aus, was er auf Rechnung

ihrer neuen Toilettenkunststückchen setzte, und als er sah, daß sie seinen Blick ruhig und sorglos, ohne nur eine Miene zu verziehen, aushielt, da sie ihn wie eine Person zu betrachten schien, die man sehr oft zu betrachten gewohnt ist, so verschwand sein Verdacht gänzlich, und er sagte:

Zum Teufel, Frau Gräfin, haben Sie dem alten Cerberus da draußen Befehl gegeben, mich nicht zu Ihnen zu lassen?

Ja wohl habe ich das; versetzte die Gräfin mit der größten Gelassenheit.

Ich möchte wohl wissen, warum? fuhr Alfons fort.

Warum? — Ich denke, wir haben uns hierüber genügend ausgesprochen, Alfons, daß wir getrennt leben wollen, daß sich Einer um den Andern nicht bekümmern soll.

Das ist freilich wahr, sagte Alfons, und ich hatte auch nicht die geringste Neigung, dem zuwiderzuhandeln; aber eine solche Absperrung —

Hat mir beliebt; versetzte die Gräfin ruhig.

Und dann, fuhr Alfons fort, gehen in diesem Palaste Dinge vor, die höchst sonderbar sind. Ich glaube nicht, daß Sie diesen Dingen ganz fern stehen, Gräfin.

Sonderbare Dinge? fragte die Gräfin.

Geheime Besuche in der Nacht.

Ah — so! Und das wundert Dich, Alfons? Du wolltest Dich meinen Befehlen nicht unterwerfen, und ich sagte Dir ja gleich, daß es mir nicht an Anbetern fehlen würde.

Anbeter? sagte Alfons. Wenn es nur Anbeter sind, dann sehe ich nicht ein, was der Hocuspocus soll. Warum versenkt man mich des Nachts in meinem Bette?

Alfons blickte die Gräfin sehr aufmerksam an; sie verzog aber keine Miene.

Man versenkt Dich? rief sie lachend.

Ich finde diese Sache durchaus nicht lächerlich; entgegnete Alfons.

Ich finde sie wirklich sehr spaßhaft; fuhr die Gräfin laut lachend fort.

Ich befürchte, sagte Alfons sehr übel gelaunt, daß diese Sache durchaus kein spaßhaftes Ende nehmen wird.

Doch, doch! rief die Gräfin, denn wisse, Alfons, der alte Verwalter hat Dir, wahrscheinlich aus Aerger, weil Du Dich ihm als seinen Herrn aufdrangst, ein Bett angewiesen, welches sich vermöge eines Druckwerkes allsobald zu senken beginnt, sobald sich ein genügend schwerer Körper darauf legt.

Und zu welchem Zwecke ist denn dieses Bett? fragte Alfons.

Das weiß ich nicht, denn ich habe diesen Palast, wie Dir ja auch bekannt ist, von Deinem alten Oheim geerbt. Es ist ein sehr altes Gebäude, worin noch manche eigenthümliche Einrichtung sein mag, die ich selbst nicht kenne. Von dem Bette habe ich zufällig gehört, sonst wüßte ich auch nichts davon; ich habe mir aber noch nicht einmal die Zeit gelassen, es anzusehen, und ich wußte nicht, daß es sich gerade in Deinem Zimmer befindet.

Aber lagen Sie nicht auf dem Bette, als ich Sie das erste Mal hier antraf?

Das kann sein; entgegnete die Gräfin, wahrscheinlich hat der Verwalter erst später die Schraube losgemacht, welche den Mechanismus außer Wirksamkeit setzt.

Und dieses Bett hebt sich auch wieder von selbst?

Das mag wohl sein; ich weiß es nicht genau, aber es ist möglich.

Hm; sagte Alfons. Aber trotz Allem scheinen mir doch einige Dinge nicht ganz richtig zu sein. Warum hat man meinem Diener so geheimnißvolle Anweisungen gegeben? Wo ist er so plötzlich geblieben? Und wo ist dieser schurkische Alte, der sich mit mir solch einen Spaß erlaubt hat?

Nun, der Alte ist in dieser Nacht, da wir uns wiedersahen, vom Schlage getroffen worden.

Und Marcho?

Marcho hat Dich bestehlen wollen, und ich habe ihn deshalb diesen Morgen in aller Frühe fortgejagt.

Er hat mich bestehlen wollen? fragte Alfons erstaunt.

Mein treuer Bearetto traf ihn, als er sich eben, die Taschen mit Deinem Golde angefüllt, davon machen wollte. Er hat ihm dasselbe wieder abgenommen, an seinen vorigen Ort gelegt und dem treulosen Menschen den Laufpaß gegeben.

Wahrhaftig, sagte Alfons wie vor sich selbst, das klingt Alles sehr wahrscheinlich, ich bin mit meinem Mißtrauen zu weit gegangen. Aber, fuhr er dann lauter fort, es ist noch nicht Alles aufgeklärt.

Noch nicht? fragte die Gräfin spöttisch.

Giebt es hier nicht ein Zimmer mit einem ungeheuren Tisch und einem großen Uhrgehäuse —

Alfons hielt inne, indem er die Gräfin ansah. Diese schien kaum nach ihm zu hören und aß ein Bisquit.

Das kann wohl sein; sagte sie gleichgiltig.

Und ein großer Schrank mit einer geheimen Thür?

Möglich — möglich.

Und in diesem Zimmer, fuhr Alfons fort, gehen ebenfalls ganz geheimnißvolle Dinge vor.

So? fragte die Gräfin mit einer sehr spöttischen Miene; giebt es da auch eine Versenkung?

Nein, vielmehr eine Hebung; versetzte Alfons, ich sah da einen Menschen sitzen, ja, einen Menschen in einer Kapuze, welcher unbeweglich auf einem Stuhle saß und —

Und? — Die Geschichte ist wirklich interessant; fahre doch fort, Alfons!

Ich drohte ihn zu erschießen — er bewegte sich nicht; und endlich, als ich ihm zu Leibe gehen wollte, erhielt ich einen fürchterlichen Schlag —

Von Marcho, der Dich bestehlen wollte; wandte die Gräfin lächelnd ein.

Hm, sagte Alfons, in Nachdenken versinkend, das kann allerdings sein — aber die Gestalt, die Gestalt!

Mag ein Automat sein; ich habe ebenfalls gehört, daß sich ein solches hier in einem der größeren Zimmer befinden soll.

Ja, wahrhaftig, rief Alfons, so etwas muß es gewesen sein, es ist gar nicht anders möglich; aber —

Alfons schwieg und schien sich auf etwas zu besinnen.

Du bist noch nicht zufriedengestellt? fragte die

Gräfin. Giebt es hier noch mehr geheimnißvolle Dinge?

Es ist allerdings noch manches nicht nicht aufgeklärt, sagte der junge Mann, aber ich sehe ein, daß diese Dinge alle ihren ganz natürlichen Grund haben, daß durchaus keine Verschwörung gegen mich im Werke ist. Dieser Marcho war ein Taugenichts, ein Erzschelm, ich hab' es mir gleich gedacht. Aber sage mir doch, liebe Tante, giebt es nicht noch andere höchst interessante Personen, denen Du hier ein Asyl gegeben hast?

Das kann sein; versetzte die Gräfin vollkommen ruhig.

Du leugnest es also nicht; es ist hier eine hübsche junge Dame —

Ei, ei, Alfons!

Die Tänzerin und Schauspielerin Marla —

Ei, ei, Alfons! wiederholte die Gräfin, indem sie schalkhaft lächelnd den Finger gegen ihn erhob.

Ich weiß es, fuhr Alfons fort, mir hat es Jemand gesagt. Ich möchte die Dame sehen, liebe Tante; es liegt mir sehr viel daran, mit ihr zu sprechen. Sagen Sie mir doch, wo sie sich befindet.

Ei, Alfons, entgegnete die Gräfin, das werde ich bleiben lassen. Hier in diesem Flügel hast Du durchaus nichts zu suchen. Es bleibe Jeder für sich. Ich

will hier vollkommen ungenirt sein. Ich werde mich um Dein Treiben eben so wenig bekümmern.

Es scheint denn doch nicht, versetzte Alfons, daß Sie sich so wenig um mich bekümmern, da Sie so gütig waren, mir nach Marcho's Entfernung einen so trefflichen Diener zu geben.

Da ich die Herrin hier bin, halte ich es allerdings für meine Pflicht, für Deine Behaglichkeit zu sorgen; wenn es Dir aber —

Ein sehr hübsches, angenehmes Subject, dieser Diener; fuhr Alfons ironisch lächelnd fort.

Warum mißfällt er Dir, Alfons, hat er sich unanständig gegen Dich betragen?

Durchaus nicht; aber sehr liebenswürdig, wirklich —

Er wird Dich nicht bestehlen wollen, wie Marcho.

Das glaube ich wohl, er sieht sehr ehrlich aus.

Er mag aussehen, wie er will, aber er ist in der That höchst zuverlässig und ehrlich; indeß, wenn Du —

Ja, ja, ganz gewiß, ich danke für seine Dienste; entgegnete Alfons.

Nach Gefallen, Alfons. Halte Dir selbst Deinen Diener und besolde ihn, ich werde mich darum nicht grämen; Du kannst machen, was Du willst, ich habe Dir das ja gänzlich freigestellt. Willst Du,

daß ich mich um Dich gar nicht mehr kümmere, daß ich, wie Deine Gattin, so auch aufhöre, Deine Tante zu sein? Mir ist es recht.

Mir auch; gestatten Sie mir nur, die Marla zu sehen.

Nein, Alfons.

Wie? Sie wollen nicht?

Nie, Alfons.

Ich komme wieder, verlassen Sie sich darauf!

Und ich werde Dich nicht einlassen, verlasse Dich ebenfalls hierauf!

Wir wollen sehen, sagte Alfons finster. Ich will mit dieser Marla sprechen.

Liebst Du sie, Alfons?

Ich sie lieben? Nein; im Gegentheil, ich hasse sie.

Du lügst, Alfons, Du hassest die Marla nicht. Glaubst Du, ich wisse nicht, daß in Versailles eine gewisse sehr tragische Geschichte sich ereignet hat, und daß Du, freilich nicht mit Deinem Willen, die Veranlassung zu einem Verbrechen gabst?

Alfons schlug die Augen nieder.

Thatest Du das aus Haß? fuhr die Gräfin fort, indem sie ihren Neffen durchbohrend ansah, daß er fast vor ihren Blicken zurückschauderte.

Ja, aus Haß! betheuerte er.

Ah — aus Haß, weil sie Dich nicht erhören

wollte; aus Haß, weil sie Deine Liebe zurückwies — und das nennst Du Haß?

Mag es sein, wie es will; versetzte Alfons, ich muß sie sprechen.

Warte nur, bis sie zu Dir kommt.

Ich werde sie mir holen; versetzte Alfons trotzig und wollte sich entfernen.

In diesem Augenblicke klingelte die Gräfin, und der kleine Alte, der mißgestaltete Zwerg, erschien und fragte nach den Wünschen der Gräfin.

Höre, sagte diese, der Herr Alfons bedarf Deiner Dienste nicht.

Der Zwerg verbeugte sich ehrfurchtsvoll und ging wieder.

Und nun, Herr Alfons, sagte die Gräfin zu diesem, ich glaube, wir haben uns jetzt vollkommen verständigt und können an unser Tagewerk gehen.

Meines ist hier; sagte Alfons.

Und meines, fuhr die Gräfin fort und sah den jungen Mann strenge an, sollst Du gleich sehen.

Sie erhob sich, schritt zu einer zweiten Thür hinter ihrem Bette und verschwand in einem Nu.

Alfons war überrascht und blieb eine Weile nachdenklich stehen.

Bald darauf trat der Zwerg wieder ein, und sich gegen Alfons höflich verbeugend, sagte er:

Folgen Sie mir, Signore!

Dir? — Wohin?

Das soll ich Ihnen nicht sagen.

So werde ich Dir nicht folgen.

Doch, Signore, Sie sollen!

Wie? Ich soll?

Ohne noch ein Wort zu sagen, ergriff der Zwerg den jungen Mann mit einer fast übernatürlichen Stärke, trug ihn aus dem Zimmer, über den Corridor, setzte ihn in seinem Zimmer wieder ab, verbeugte sich und ging.

Ich muß gestehen, sagte Alfons, sich kaum von seinem Erstaunen erholend, daß die Gräfin eine Leibgarde hat, die, so unscheinbar sie auch aussieht, aus lauter Eisenmännern besteht. Ich bin kein Riese, schlank und behende, doch wahrlich keiner von den Schwächsten, und habe es auch, was Körperkraft betrifft, mit allen jungen Männern in meinem Alter aufgenommen; aber ich schäme mich wüthend, denn diese Kerle gehen mit mir um, wie mit einem Federball. Ich sehe ein, daß ich ohne Waffen nicht durchdringe; Waffen und einen tüchtigen, treuen Diener! Ja, wahrhaftig, ich werde mich ebenfalls mit ein paar Riesen umgeben, die mir auf Leben und Tod Treue schwören. Ich will doch sehen, ob mir der andere Flügel des Hauses verschlossen bleiben wird.

Alfons ordnete seine Toilette und verließ den Palast, entschlossen, den ersten besten Menschen, dem er begegnete, der ihm die nöthige Leibesstärke und eine ehrliche Physiognomie zu haben schien, anzuhalten und für sich zu gewinnen.

Kaum war Alfons einige Schritte gegangen, da begegnete er einem sehr großen breitschulterigen Menschen, welcher einem Herkules glich. Sein Gesicht war zwar nicht sehr liebenswürdig, und er hatte nur ein einziges Auge, nicht etwa wie die Cyklopen auf der Stirne, sondern auf der linken Seite, das rechte Auge fehlte ihm also. Auch war sein Haar struppig, wie das eines Bären, und der ganze Kerl sah reducirt aus. Aber das thut nichts; dachte Alfons, er scheint riesige Körperkräfte zu haben, und ist just ein Mensch, wie er für den Zwerg und für den Hagern paßt.

Heda, mein Freund! rief er ihn an.

Der Riese schien nicht zu hören oder wollte nicht hören, denn er ging unbekümmert um diesen Ruf weiter.

He, he, he, Freund! rief Alfons noch einmal.

Nun sah sich der Lazzarone sehr bedächtig um, er that aber keinen Schritt, um dem Rufenden näher zu kommen, sondern wartete vielmehr ruhig auf dessen Annäherung.

Ein verteufelter Kerl; brummte Alfons, er scheint mir mehr Stolz im Leibe zu haben, als Denarien in der Tasche.

Er war dem Riesen ganz nahe gekommen, welcher ihn fragend anblickte.

Hört 'mal, Freund, ich will Euch einen Vorschlag machen; sagte Alfons.

Aber 'nen klugen; versetzte der Riese mit dem größten Gleichmuth.

So klug, wie er für Euch angemessen sein wird; sagte Alfons. Zunächst aber frage ich Euch, steht Ihr bei irgend Jemand im Dienste?

Bin mein eigener Herr; versetzte der Lazzarone sehr stolz.

Ah — Ihr lebt von Eurem Vermögen! rief Alfons mit einem ironischen Blick auf des Riesen schäbige Kleidung aus.

Sehr richtig, Signore.

Da würdet Ihr also unter keiner Bedingung —

Einen Dienst annehmen? fiel der Riese ein. Nein!

Also unter keiner Bedingung? fragte Alfons noch einmal, denn er hielt diesen Riesen für seinen Mann und glaubte auch, sich auf ihn verlassen zu können, wenn er ihn einmal für sich gewonnen hätte.

Hm — es könnte schon sein — für viel Geld —

Kommt mir nicht darauf an; entgegnete Alfons.

Wenig Arbeit —

Ihr sollt gar nicht arbeiten; erwiderte Alfons und sah den Riesen bedeutungsvoll an.

Dann braucht Ihr mich nicht; sagte derselbe und wollte gehen.

Oho, doch! rief Alfons aus, ich gebrauche Eure Dienste um gewisse Geheimnisse.

Ah — Geheimnisse! sagte der Riese und begann ein wenig aus seinem eisernen Gleichmuth herauszutreten.

Eure Dienste sollen blos darin bestehen, mir Luft zu machen; Ihr sollt mir ein Paar Kerle vom Leibe halten, einen Hagern und einen Zwerg, die mir im Wege sind.

Ah, sagte der Riese, das sind Geschäfte, für die bin ich der Mann. Todtschlagen, Signore?

Das ist nicht nöthig.

Nicht nöthig — aber doch zulässig.

Es kommt darauf an — unter Umständen —

Nach eigenem Ermessen — he, Signore?

Nein, das werde ich mir verbitten; ich beabsichtige durchaus kein Blut zu vergießen, wenn man uns selbst nicht ans Leben geht.

Wenn man — sagte der Riese sehr bedächtig.

Tretet Ihr in meine Dienste, dann sollt Ihr auch mit dem Lohne zufrieden sein.

O, möglich, Signore, sehr möglich! Wer hat die Freundschaft, mit mir zu reden?

Alfons von Verron, Herr des griechischen Hauses.

Des griechischen Hauses? fragte der Riese sehr erstaunt.

Nun, was setzt Euch dabei so sehr in Erstaunen?

Etwas; versetzte der Riese sehr trocken.

Ihr kennt diesen Palast?

Ein wenig; entgegnete der Riese wie zuvor.

Seid Ihr schon darin gewesen?

Der Riese machte ein sehr geheimnißvolles Gesicht.

Nun, ich sehe, Ihr wißt mehr, als Ihr zu sagen Lust habt; es wird sich finden. Wollt Ihr mit mir kommen?

Jetzt nicht, Signore; versetzte der Riese, aber wenn Ihr mich gegen Abend erwarten wollt —

In dem Kaffeehause Giovanno. Da, nehmt das als Handgeld. Ist der Pact geschlossen?

O ja, für diesmal; sagte der Riese, ich werde mich einstellen, Signore. Wenn's Abend wird, werde ich Sie dort erwarten.

Der Riese entfernte sich und Alfons ging sehr nachdenklich in dasselbe Kaffeehaus, in welchem er

am vorigen Tage eine so bedeutende Summe gewonnen und Favre gefunden hatte. Er wußte, daß er ein unternehmender Mensch war, und hoffte, ihn für seine Pläne zu gewinnen.

Favre war noch nicht da, und Alfons begab sich abermals in das Zimmer, wo eine Bank gehalten wurde.

Alle Anwesenden umringten den grünen Tisch, sobald Alfons an die Bank trat. Der Banquier und sein Genosse, der Croupier, erblaßten, als der junge Mann mit der sorglosesten Miene von der Welt eine Handvoll Gold aus der Tasche nahm und zu pointiren begann. Es war kein Wunder, zweimal hinter einander hatte Alfons die Bank gesprengt und den Banquier an den Banquerott gebracht; derselbe hatte sich sofort eine neue Bank begründet, und wenn es auch kaum denkbar war, daß der junge Mann ein so beständiges und außerordentliches Glück haben, wenn man vielmehr mit Gewißheit annehmen konnte, daß ihm die wetterwendische Fortuna endlich einmal den Rücken kehren würde, so war es doch auch nichtsdestoweniger möglich, daß sie ihm noch einige Zeit lang treu blieb.

Der erste Wurf gelang. Alfons ließ, wie er das gewöhnlich that, seinen Gewinn nebst Einsatz stehen, spielte abermals mit außerordentlichem Glück,

und, gleichsam als erschrecke er selbst vor dieser beispiellosen Gunst Fortunas, wollte er, zufrieden mit dem Erworbenen, vom Tische zurücktreten, als ihm eine Stimme zuflüsterte:

Va banque! — Ich halte mit!

Alfons sah sich um, und es war abermals eine sehr eigenthümliche Erscheinung, welche hinter ihm stand und ihm jene Worte zugerufen hatte. Er glaubte, den Menschen schon irgendwo gesehen zu haben, denn er hatte eine mehr als oberflächliche Aehnlichkeit mit dem Zwerge aus seinem Palaste, und doch konnte es nicht sein. Er sah so stattlich aus wie ein Fürst, trug die feinste Wäsche mit den köstlichsten Spitzen, und war zwar klein und grauköpfig, aber es lag in seinem Gesicht durchaus nicht die Unterwürfigkeit des zwerghaften Haushofmeisters. Vielmehr trug er den Kopf sehr stolz, benahm sich mit dem äußersten Anstande, und seine Miene hatte etwas unverkennbar Vornehmes und Befehlendes.

Gut; sagte Alfons, und rief mit lauter Stimme: Va banque! indem er auf eine Karte setzte.

Der Banquier schlug um — die Bank war abermals gesprengt.

Eine ungeheure Aufregung machte sich unter den Anwesenden kund. Alfons und der kleine Mann theilten kaltblütig ihren Gewinn.

Mit wem habe ich die Ehre? fragte Alfons.

Cavaliere Mento.

Mit diesen Worten verschwand der kleine Mann aus dem Kaffeehause.

Alfons war jung und lebenslustig, hatte ein offenes, theilnehmendes Gemüth, und es konnte daher nicht fehlen, daß sich junge Nobili an ihn herandrängten und daß er bald einen großen Kreis von Freunden um sich versammelt sah. Unter diesen befand sich ein junger Mann, zu dem sich Alfons besonders hingezogen fühlte. Es war der Graf Montigue, der Abkömmling einer der angesehensten Familien Frankreichs, woher sein Vater, und Genuas, woher seine Mutter stammte. Sie waren Beide todt, und der junge Mann Erbe eines unermeßlichen Vermögens. Da er aber noch nicht mündig war, so hatte er über dieses, jedenfalls zu seinem Heile, noch nicht die volle Gewalt. Ein alter Oheim verwaltete es, und so bedeutend die Zinsen auch waren, in deren Genuß sich der junge Graf Montigue befand, so reichten diese ungeheuren Summen dennoch nicht aus, seine überschwenglichen Bedürfnisse zu befriedigen, und die Schulden waren daher nicht geringe, welche er auf sein dereinstiges disponibles Vermögen contrahirt hatte. Er machte die tollsten und ausgelassensten Streiche; wenn ihm etwas durch den Kopf fuhr, so

mußte er es ausführen, und es war ihm ganz gleich, ob auch sein halbes Vermögen dabei zu Grunde ginge.

Mit diesem jungen Grafen Montigue also hatte sich Alfons sehr bald befreundet. Sie hatten so ziemlich eine und dieselbe Gesinnung, einen und denselben Charakter; nur in einer Sache waren sie wesentlich verschieden. Alfons war etwas zum Aberglauben geneigt. Obgleich sonst ein heller Kopf, scheute er sich doch nicht, für Dinge zu schwärmen, die ins Reich der Träumerei gehören; er war stets geneigt, den absurdesten Dingen Glauben zu schenken, wenn sie mit irgend einem guten oder bösen Geiste in Verbindung gesetzt wurden. Er glaubte fest und unzweifelhaft an die Möglichkeit überirdischer Erscheinungen, und konnte sich wüthend ärgern, wenn man ihm das bestreiten wollte. Und ein solcher Charakter, eine solche Denkungsart konnten es auch nur möglich machen, daß Alfons ein Verehrer des Doctor Drogue war, der damals die ganze schöne Welt von Paris mit seinem Hocuspocus in Aufregung brachte.

Montigue dagegen war ungläubig bis zum Extrem. Was er nicht selbst gesehen, wovon er sich nicht mit seinen eigenen Augen überzeugt hatte, daran glaubte er nicht. Ja, er ging noch weiter; er glaubte und traute oft seinen eigenen Sinnen nicht, denn er sagte, nichts ist leichter, als Jemand zu täuschen, und

wenn er zuweilen Dinge sah, die wirklich wunderbar erschienen und die er sich nicht erklären konnte, dann sagte er: meine Sinne sind getäuscht worden, es ist das, was ich soeben gesehen habe, kein Wunder, nicht einmal etwas Außerordentliches, sondern einfach eine Täuschung meiner Sinne, die nicht scharf oder vorsichtig genug waren, der Spiegelfechterei zu folgen.

Zwischen diesem Grafen und Alfons knüpfte sich jetzt ein Gespräch an, das seltsamerweise, ohne daß es Einer von Ihnen beabsichtigte, auf dieses Thema kam.

Hören Sie, Alfons, rief nämlich Einer aus dem Kreise der jungen Leute, die sich um ihn versammelt hatten, mit Ihnen ist es nicht richtig. Sie haben mit dem Bösen einen Bund geschlossen, Sie haben ihm ihre Seele verschrieben und er läßt sie dafür gewinnen.

Alfons nahm diese Worte durchaus nicht liebenswürdig auf, denn in diesen Dingen verstand er keinen Spaß.

Ich bitte mir aus, sagte er, solche Dinge nicht von mir zu sagen, denn es ist nichts, was man einem guten Christen zumuthen darf.

Und doch scheint es fast so, daß ich Recht habe, fuhr der andere junge Mann fort, denn so lange Sie spielten, wich der kleine Graukopf mit seinem

unheimlichen Teufelsgesicht, mit dem Sie Ihren Gewinn theilten, nicht von Ihrer Seite.

Und gestern bemerkte man das ebenfalls! rief ein Anderer.

Ihr seid Narren! rief der Graf Montigue. Ich sehe gar nicht ein, was der Teufel mit der Bank zu schaffen haben soll. Alfons hat großes Glück, das ist wahr; es ist ein Zufall und weiter nichts. Würdet Ihr es auffallend finden, wenn Einer von Euch immer verlöre? Unglück, würdet Ihr sagen, und damit abgethan. Alfons, ich hoffe nicht, daß Sie im Ernste meinen, man könne oder wolle Sie eines Bundes mit dem Teufel bezüchtigen.

Warum nicht? sagte Alfons. Die Sache ist ja möglich.

Möglich? rief der junge Graf lächelnd.

Es ist doch ausgemacht, entgegnete Alfons, daß manche Dinge sich nicht auf gewöhnlichem Wege zutragen.

Glauben Sie? Ein Beispiel, wenn ich bitten darf!

O, ich kann manchen Vorfall aus meinem Leben erzählen; wandte Alfons ein.

Aus Ihrem Leben? — Das möchte ich hören.

Ja, aus meiner Bekanntschaft mit dem Doctor Drogue.

So? sagte der Graf mit Ironie.

Wie? Halten Sie den Doctor nicht für einen kleinen Hexenmeister? fragte Alfons.

Für einen sehr großen sogar; versetzte Montigue spöttisch, er behext den Menschen ihren gesunden Verstand.

Sagen Sie das nicht; fiel Alfons eifrig ein, ich habe Dinge von ihm gesehen, die wirklich merkwürdig sind.

Alfons machte nun den Grafen mit den neuesten Vorgängen im griechischen Hause bekannt, und Graf Montigue meinte, daß er die Gräfin für eine Betrügerin halten müsse.

Wie? Meine Tante, die Gräfin von Verron, eine Betrügerin? rief Alfons aus.

Das sage ich nicht. Ich halte die Dame nicht für Ihre Tante.

Nicht möglich, mein lieber Graf; ich habe sie ja selbst gesehen.

Aber Sie sagen auch selbst, daß Ihnen Ihre Tante etwas jünger auszusehen schien.

Freilich; aber Sie glauben nicht, wie sehr sich meine Tante mittelst der verschiedensten Toilettenkunststücke verändern kann, ich habe außerordentliche Beweise davon.

Nun, wir werden ja sehen. Sie führen mich

zu Ihrer Tante; jetzt ist gerade die Stunde, um einer Dame einen Besuch abzustatten. Haben Sie Lust?

Meinetwegen; versetzte Alfons, nur befürchte ich, daß wir nicht eingelassen werden.

Wir gebrauchen Gewalt.

O, das habe ich bereits schon versucht; das hilft uns nichts.

Wir werden sehen.

Die beiden jungen Leute hatten bald das Haus erreicht und Alfons führte den Grafen sofort in den Flügel, wo der Hagere Wache hielt.

Mein Freund, sagte Montigue, melde mich der Frau von Verron.

Ist schon geschehen; entgegnete der Hagere, ohne sich zu rühren und zu regen.

Bist Du toll? rief der Graf; wie kann denn das schon geschehen sein?

Ich weiß nicht; versetzte der Hagere.

So wirst Du Deiner Gebieterin den Grafen Montigue melden.

Die Frau Gräfin hat mich beauftragt, Sie nicht einzulassen.

Du bist ein Narr! rief der junge Graf. Deine Herrin wußte nicht, daß ich kommen würde.

Hier ist der Befehl; versetzte der Hagere ruhig und übergab dem jungen Manne ein zierlich zusam-

mengelegtes Papier, auf welchem mit eben so zierlicher Schrift Folgendes stand:

„Ich will den Grafen Montigue nicht empfangen. Julie von Verron."

Montigue wollte seinen Augen nicht trauen.

Nun, was sagen Sie jetzt? fragte Alfons.

Die Sache ist allerdings sonderbar.

Bestehen Sie noch darauf, mit der Gräfin zu sprechen?

Nein, in diesem Augenblicke nicht. Kommen Sie!

Die beiden jungen Leute wollten sich entfernen; da steckte der Hagere dem Grafen Montigue ein zusammengerolltes Zettelchen zu, welches derselbe schnell verbarg.

Sie haben also Lust, das Bett und den geheimnißvollen Schrank zu sehen? fragte Alfons. Gut; ich werde Ihnen Beides zeigen.

Alfons führte den Grafen in seine Zimmer. Er zeigte ihm das Bett, welches aber unerschütterlich fest auf seiner Stelle stand. Auf dem Fußboden war nicht das geringste zu bemerken, und eben so verhielt es sich mit dem Schrank. Die Rückwand bewegte sich nicht, ein Knopf war nicht vorhanden. Der Graf schlug gegen die Wand, aber es klang durchaus nicht hohl; jeder Zweifel mußte also verstummen.

Nun, gestehen Sie es; sagte Montigue, Sie haben sich getäuscht. Sie haben geträumt.

Weder das Eine noch das Andere; entgegnete Alfons, ich habe, wie ich Ihnen bereits mitgetheilt, sogar mit der Gräfin davon gesprochen, und sie hat zugegeben, daß sich hier allerdings ein solches Bett und ein solcher Schrank befinden.

So müßten diese Dinge doch zu sehen sein.

Vielleicht hat man während meiner Abwesenheit Veränderungen vorgenommen.

Das vermag ich freilich nicht zu bestreiten.

Alfons untersuchte noch einmal ganz genau die Bettstelle, und während dessen gewann Montigue Zeit, das zusammengerollte Papier zu öffnen und zu lesen.

Dasselbe enthielt folgende Worte:

„Ich erwarte Sie in dieser Nacht zwischen zwölf und ein Uhr, aber nicht hier im Schlosse; in der Genevrestraße werden Sie einen meiner Leute treffen, welcher Sie zu mir führen wird.

Julie von Verron."

Der Graf steckte den Zettel wieder ein und sagte zu Alfons:

Ich habe zwar das beste Vertrauen zu Ihrer Einsicht und Besonnenheit, aber ich muß dennoch glauben, daß Sie wirklich geträumt haben, oder we-

nigstens Ihrer Sinne nicht mächtig waren, als Sie so merkwürdige Dinge hier erlebten.

Zum Kukuk! rief Alfons ärgerlich aus, ich sage Ihnen, daß ich mit meinen beiden Augen sehr hell sehen kann; ich wiederhole, daß ich mich in keiner Beziehung getäuscht habe und daß ich nun entschlossen bin, meiner Tante zu Leibe zu gehen. Ich habe es schon versucht, mich auch in dem andern Flügel umzusehen; aber ich gestehe, daß ich gegen den Cerberus, der dort Wache steht, zu schwach war, aber ich habe mir heute einen tüchtigen Menschen angeschafft.

Sie sagten mir ja, daß Ihnen Ihre Tante höchst gleichgiltig sei?

Das ist sie mir allerdings, und sie würde es sein, wenn sie so schön wie Venus wäre.

Warum bestehen Sie denn darauf, in den andern Flügel eingelassen zu werden?

Alfons warf einen zweifelhaften Blick auf den Grafen; er schien mit sich selbst zu überlegen, ob er ihm sein Geheimniß anvertrauen sollte.

Endlich sagte er:

Mein lieber Freund, ich will nicht auf halbem Wege stehen bleiben; ich habe Ihnen schon zu viel anvertraut, als daß ich Anstand nehmen sollte, Ihnen mein Herz ganz zu öffnen. Aber hier ist es unge-

müthlich; ich kann Ihnen mit nichts aufwarten, denn ich habe keine dienstbaren Geister.

Wie? Sie sind hier Herr und haben nicht über einen Diener zu verfügen? fragte Montigue.

Das ist meine Schuld; versetzte Alfons, die Gräfin hat mir sagen lassen, daß auf einen Wink von mir Alles zu meinen Diensten bereit sein würde; auch hat sie mir einen ihrer Bedienten ganz zur Verfügung gestellt. Ich glaubte diesen durch bedeutende Versprechungen für mich gewonnen zu haben, aber die Gräfin jagte ihn fort, weil er mich, wie sie sagte, bestehlen wollte. Darauf sandte sie mir einen andern Diener, der mir mißfiel, und ich wies seine Dienste zurück, indem ich erklärte, daß ich mir selbst einen Diener halten wollte.

Und Sie haben einen solchen bereits gefunden?

Diesen Morgen. Es ist ein riesiger Mensch, ein fauler Schlingel, wie es scheint, der viel Geld verdienen und wenig arbeiten will, und darauf versessen zu sein scheint, den ersten Besten für gute Bezahlung todtzuschlagen.

O, solcher Leute giebt es in Neapel mehrere.

Er scheint dieses Schloß genau zu kennen, wollte aber nicht recht mit der Sprache herausrücken.

Ich will Ihnen einen Vorschlag machen; sagte Montigue. Ich habe unter meinen Dienern einen

sehr zuverlässigen und braven Menschen, der mir bis auf den Tod ergeben ist, und ebenfalls eine ungewöhnliche Körperkraft besitzt. Wenn Sie wollen, stelle ich ihn auf einige Zeit zu Ihrer Verfügung.

O, ich bin Ihnen sehr dankbar; versetzte Alfons, aber ich möchte jenen Menschen doch annehmen, da er mir vielleicht einige Aufklärung über dieses Schloß geben kann.

Nun, versuchen Sie es mit ihm, bedenken Sie aber, daß es in Neapel sehr gefährliche Subjecte giebt; wenn man sich einmal in die Hand dieser Leute gegeben, bleibt man sein ganzes Leben von ihnen abhängig.

Und wann könnte ich auf Ihren Bedienten rechnen?

Wann Sie bestimmen.

Nun, ich würde ihn mir schon für diesen Abend ausbitten. Ich muß diese Nacht durchaus zum Ziele kommen, denn wissen Sie, Freund, es lebt hier im Schlosse mit mir unter einem Dache ein Wesen, in welches ich zum Sterben verliebt bin, und das mich erhören oder sterben muß.

Sie machen mich in der That sehr neugierig.

Sie kennen doch die hübsche Marla?

Allerdings kenne ich sie, aber nur vom Hörensagen, sagte Montigue, und ich warn Sie vor

dieser Spinne, welche alle Welt in ihr Netz zieht, deren Augen Niemand widerstehen, und von der erhört zu sein Niemand sich rühmen kann.

O, wohl; es rühmen sich dessen Mehrere.

Sie etwa auch?

Nein; ich sagte Ihnen ja schon, daß ich entschlossen bin, sie zu tödten, wenn sie mich nicht erhört; aber ein gewisser Favre —

Ah, der Neffe unseres Krösus Mirès —

Sie wissen?

Warum sollte ich nicht, mein lieber Verron? Habe ich nicht lange genug in Paris gelebt, um die dortige goldene Jugend zu kennen?

Ja, es ist ein großer Verschwender, dieser Favre; sagte Alfons.

O, wenn's weiter nichts wäre, mein lieber Alfons; sagte Montigue lachend, so etwas behauptet man auch von mir; aber es heißt, daß er im Spiele nicht allzu ehrlich sein soll, und ich glaube, daß er allerdings nur sehr wenig von einem eigentlichen Cavalier besitzt. Wenn er sich aber der Eroberung der Marla rühmt, dann ist dies entweder eine Prahlerei, oder die Spinne ist nicht so spröde, wie Sie meinen.

Sie ist es allerdings; die Geschichte mit dem

deutschen Prinzen spricht sehr stark dafür. Kennen Sie die Geschichte?

Ich habe so etwas munkeln gehört, aber ich kenne sie nicht genau.

Nun, so will ich sie Ihnen erzählen; doch wir wollen uns dabei niedersetzen.

Beide junge Leute nahmen Platz, und Alfons begann:

Es sind jetzt drei Monate her, als ich mit einigen Freunden in Versailles war. Damals war der Name Marla in Aller Munde; aber es schien, als wäre dieser Name plötzlich aus dem Dunkel aufgetaucht, wie ein bisher unentdeckter oder von den Wolken verhüllter Stern, der nun plötzlich Alles mit seinem strahlenden Lichte blendete. Man hatte früher diesen Namen niemals nennen gehört, und plötzlich hieß es eines schönen Tages: Die Marla ist da! Haben Sie die Marla gesehen? Man hörte keine andere Frage mehr, und kaum wagte man die Gegenfrage: Wer ist diese Marla? So viel stand fest, sie mußte wunderschön sein, und wer sie nicht kannte, wurde begierig, diese Zauberin kennen zu lernen, welche alle Köpfe zu berücken schien. Aber so viele Mühe man sich auch gab, man konnte nicht erfahren, wo sich das wunderbare Weib eigentlich aufhielt, wo man einen Blick von ihr erhaschen konnte.

Aber fortwährend wurde von ihr gesprochen; diese Marla, hieß es, ist bei all ihrer Schönheit hart wie Kieselstein. Es kann sich Niemand rühmen, irgend eine Gunst von ihr erhalten zu haben. Dergleichen wurde auch in einer Gesellschaft junger Leute gesprochen, unter denen sich ein deutscher Prinz befand; Favre und ich waren ebenfalls in dieser Gesellschaft anwesend.

Ich habe in meinem ganzen Leben kein schöneres Frauenzimmer als diese Marla gesehen! rief ein junger Mann entzückt, der sich ebenfalls in der Gesellschaft befand und zum Gefolge des Prinzen gehörte.

Ja, sie ist wirklich classisch schön; sagte der Prinz, aber ich habe ihr schon Geschenke über Geschenke gemacht, ohne irgend eine Gunst von ihr erlangen zu können. Ich glaube, diese Dame kann nicht küssen.

Also Sie liebt nicht? fragte Favre.

Nein; sie will nur gute Freunde haben, weiter nichts.

Und schlechte Liebhaber etwa?

Sie will gar keinen Liebhaber.

Ist die Dame etwa schon verheirathet?

Nein; ich glaube nicht, daß sie Passion für die Ehe hat.

So ist diese Dame also eine Ausnahme von der

Regel? Aber das sage man mir nicht, ich setze Alles für eine Wette ein, daß diese Festung einnehmbar ist.

Und ich wette, entgegnete ein anderer junger Mann, daß Keiner von uns Allen, die wir hier sitzen, jemals eine Schäferstunde mit ihr verleben wird.

Der Prinz rief hierauf aus:

Meine Herren, die Sache ist ein verteufelt schöner Gegenstand für eine Wette. Ich möchte um Alles in der Welt mich der Eroberung der marmorherzigen Marla rühmen können; Sie Alle hegen denselben Wunsch, und es wird natürlich Jeder von uns auf seine Weise zum Ziele zu gelangen suchen. Nun, meine Herren, ich wette zehntausend Francs, daß ich der Glückliche sein werde.

Pah! rief Favre aus, meine Wette geht höher.

Nun, so sei die Wette meinetwegen auf zwanzigtausend Francs gesetzt.

Favre lächelte sehr verächtlich.

Gut; hunderttausend, wenn Sie wollen! rief der Prinz aus, den Favre's verächtliches Lächeln reizte.

Diesmal zuckte er nur mit den Schultern.

Meine Herren, sagte er, ich bin des Lebens überdrüssig. Dieses Paris gefällt mir nicht, und wem es in Paris nicht gefällt, dem kann es nirgends wohl sein. Ich habe außerdem Alles genossen, was

sich in Paris für vieles Geld genießen läßt; ich bin vollständig blasirt. Nur diese einzige Hexe, diese Marla, hat noch einigen Reiz für mich. Wenn sie grausam gegen mich ist, dann schieße ich mir eine Kugel vor den Kopf und setze Denjenigen, der glücklicher als ich bei ihr sein wird, zu meinem Erben ein.

O, riefen mehrere junge Leute lachend, da wird nicht viel zu erben sein. Sie haben ja nichts als Schulden.

Ganz recht, ich habe Schulden, colossale Schulden; entgegnete Favre, aber eine Stunde vor meinem Tode werden Millionen in meiner Kasse sein.

Wie wollen Sie diese Millionen erlangen? fragte ich verwundert.

Lieber Alfons, versetzte Favre, erlaube mir, daß ich das Geheimniß, ein Millionär zu werden, vorläufig noch für mich behalte. Ich frage die Herren, ob Sie auf meine Wette eingehen wollen?

Hunderttausend Francs gegen Ihre Erbschaft! rief der Prinz lachend, die Wette ist piquant. Topp!

Topp! rief Favre.

Topp! Topp! riefen wir Alle.

Wir hatten also Alle gewettet, und es ging nun Jeder seinen Weg, um sein Heil zu versuchen. Der Prinz glaubte, der kürzeste Weg führe am schnellsten zum Ziele, und er handelte darnach.

Es war ein Termin von vier Wochen festgesetzt worden, an welchem wir uns wieder versammeln wollten, um das Resultat unserer Anstrengungen uns gegenleitig mitzutheilen.

Nachdem der Prinz die Marla vierzehn Tage lang hinter einander besucht und sie mit fürstlichen Geschenken überhäuft hatte, begann er eines Tages, an welchem er seinem Ziele näher zu rücken sich vorgenommen hatte, also:

Schöne Marla, sagte er, ich genieße nun seit vierzehn Tagen unausgesetzt das Glück, in Ihrer Nähe zu sein.

Gerade eben so lange genieße ich das Glück Ihrer Nähe; entgegnete die schöne Marla unbefangen.

Ich habe darüber nachgedacht, auf welche Weise man sich wohl Ihre Zuneigung erwerben könnte. Sie sind bizarrer Natur, und die Antwort wurde mir sehr schwierig.

Aber Sie haben Sie dennoch wohl gefunden? fragte Marla.

Nein, mein schönes Fräulein; ich muß gestehen, daß ich sie leider nicht gefunden habe, daß ich müde bin, darüber weiter nachzudenken, und daß ich deshalb zu Ihnen gekommen bin, um sie mir von Ihnen zu holen.

Und Sie glauben, daß ich Ihnen die gewünschte Antwort sofort geben werde?

Ich glaube es in der That, meine Schöne; ich zweifle gar nicht daran.

Sie irren sehr, mein Prinz; versetzte Marla, die Antwort erfordert auch von meiner Seite Ueberlegung, und es ist gar leicht möglich, daß ich am Ende dennoch nicht im Stande sein werde, sie Ihnen zu geben.

Das ist sehr seltsam! rief der Prinz aus. Sie wissen also nicht, auf welche Weise man Ihre Zuneigung erlangen kann?

Nein; ich weiß es nicht; versetzte sie. Als ich noch Kind war, erwarb man sich meine Zuneigung, wenn man mir Zuckerbrod gab und mich dahin führte, wo ich die Leute tanzen sehen und selbst mittanzen konnte. In der Pension erwarb man sich meine Zuneigung, wenn man mir sagte, daß ich schon mehr als meine Lehrerinnen wisse und schöner als alle meine Mitschülerinnen sei. Seitdem ich aber eingesehen und empfunden habe, daß eine wahre, innige Zuneigung nicht auf Eitelkeit und Laune beruhen kann, seitdem hat auch Niemand meine innige Zuneigung erworben, und ich weiß nicht, um welchen Preis ich sie gewähren würde.

Sehen Sie gefälligst mich einmal ordentlich an

meine Holde; sagte der Prinz, sind Sie denn nicht im Stande, mich ein wenig zu lieben?

Nun, ich sehe Sie an und bemerke, daß Sie eben kein Vampyr sind; versetzte Marla.

Und ich hoffe, Sie werden keine Medusa sein. Ich frage aber wirklich im Ernste, ob Sie mich nicht liebenswürdig finden?

Nein; versetzte Marla ohne Umstände.

Nein? — Das ist stark! rief der Prinz. Ich habe das Gegentheil wenigstens schon von hundert Frauen vernommen.

Complimente sind oft sehr einträglich.

Die Frauen, deren Urtheil ich dem Ihrigen entgegenhalte, brauchten durchaus nicht auf meine Eitelkeit zu speculiren.

Nun, die Damen haben dann gewiß nicht meinen Geschmack gehabt.

Das ist wohl möglich; aber ich bin überzeugt, daß auch Sie mich liebenswürdig finden, und nur die sonderbare Laune haben, mir den Tribut der Wahrheit zu verweigern.

Nein, mein Prinz; ich sage unter allen Umständen die Wahrheit.

Sie halten mich also nicht für liebenswürdig; nun, ich bin Ihnen doch auch nicht unangenehm?

Nein, wenn Sie sich nicht für liebenswürdig halten.

Aber, meine Schöne, was kümmert Sie das?

O, sehr viel, wenn Sie mir angenehm sein wollen. Die Herren, welche durchaus liebenswürdig sein wollen, gefallen mir gar nicht.

Nun gut, dann hoffe ich Ihnen zu gefallen, denn ich halte mich für ein Monstrum von Unliebenswürdigkeit.

So ist's recht.

Wir sind also auf dem Punkte, uns zu verständigen?

Ich denke, wir haben uns schon verständigt.

Schon? Um so besser! Ich darf mich also als Ihren Freund betrachten?

Marla sah den Prinzen mit großen Augen an.

Mein Gott, mein Prinz, warum sagten Sie mir das nicht früher? rief sie dann lachend.

Was sollte ich Ihnen früher sagen?

Nun, daß Sie mich heirathen wollen.

Der Prinz wurde sehr verlegen und wußte nicht, was er sagen sollte; Marla weidete sich an seiner Verlegenheit.

Aber, zum Teufel, Alfons, unterbrach jetzt Montigue die Erzählung des jungen Mannes, auf welche Weise sind Sie zu einer solch genauen Kenntniß die-

ser Unterhaltung gekommen? Erzählen Sie mir nicht etwa einen von Ihnen selbst verfaßten Roman?

Hören Sie nur weiter, ich werde Sie über Alles vollständig aufklären; sagte Alfons, ich erzähle Ihnen nicht ohne Absicht Alles haarklein. Sie werden sehen, Freund, daß diese Marla noch ein sehr entsetzliches Ende nehmen wird, denn sie ist in der That eine Medusa, ein Vampyr, den man hassen, aber nicht lieben muß.

Und dennoch sind Sie selbst in sie verliebt?

Bis über die Ohren. Das ist ja eben das Entsetzliche.

Sie machen mich wirklich ungemein neugierig; doch fahren Sie fort.

Alfons begann wieder:

Muß man denn Diejenige zur Frau nehmen, deren Freund man sein will? fragte der Prinz.

Es ist eine Sitte, der ich huldige; entgegnete Marla lachend.

Aber bedenken Sie doch, wie umständlich diese Sache ist.

Nun, meinetwegen brauchen Sie auch keine Umstände zu machen; ich bin eine geschworene Feindin jeder Heirath.

Aber doch nicht der Liebe?

Auch der Liebe.

Das ist eine Tugend für eine alte Jungfer; rief der Prinz aus, Sie, meine Schöne, würden daraus eine Sünde machen.

Aber dann doch wenigstens keine Sünder.

Man wird nicht Sünder, wenn man wahrhaft liebt!

Ja, wahrhaft!

Ich liebe Sie in der That, holde Marla!

Beweise, mein hoher Herr! versetzte sie.

Sagen Sie mir nur, daß ich Ihnen nicht gleichgiltig bin, daß ich bei Ihnen Erhörung finden werde, und die Beweise sollen nicht fehlen.

Sie werden mir nicht gleichgiltig sein, wenn ich einsehe, daß ich Sie lieben kann.

Wenn Sie meiner Versicherung noch nicht ganz vertrauen, entgegnete der Prinz, so werden Sie doch meinen Handlungen Glauben schenken.

Der Prinz schien mit dem Resultate dieser Unterredung zufrieden zu sein und verließ das schöne Weib voll Hoffnung und voll Leidenschaft.

Wenn ich auch nicht schön bin, sagte er beim Abschiede zu der Marla, so sind Sie doch reizend genug, mich auf alle Männer eifersüchtig zu machen, die Sie für schön halten. Sagen Sie mir doch, kennen Sie den Marquis von Favre?

Ja, ich kenne ihn.

Halten Sie ihn für schön?

Der Herr von Favre ist sehr häßlich, versetzte sie, und gefällt mir durchaus nicht.

Ah, das freut mich! Kennen Sie den Baron von Pontalba?

Ich kenne auch ihn.

Halten Sie ihn für schön?

Nichts weniger; im Gegentheil.

Kennen Sie den Marquis von Raynouens?

Ich kenne ihn, aber ich werde ihn nie lieben können.

Und was sagen Sie zu dem Herrn Solar?

Ah, das ist mein Goldmann.

Wie, Sie lieben ihn?

Nun, das weniger; aber es ist hübsch, einen so vermögenden Mann unter seine Freunde zu zählen. Wenn ich Herrn Solar sage: es macht mir Freude, den Montblanc vergüldet zu sehen — es würde geschehen, mein Prinz.

Und Sie glauben auch, daß er Ihnen zu Liebe sich zu einem armen Manne machen würde?

Gewiß.

Hm, das ist ein schlimmer Nebenbuhler; murmelte der Prinz, ich bin zwar nicht arm, aber ich kann keine Millionen verschenken, wie der Herr Solar.

Und nun endlich der Herr von Devour?

Nun, der Herr von Devour ist nicht häßlich, aber ich würde lügen, wenn ich sagte, daß er im Stande wäre, mir irgend eine zärtliche Empfindung einzuflößen.

O, ich bin Ihnen sehr dankbar, rief der Prinz nicht wenig erfreut, daß die meisten von seinen Nebenbuhlern, welche die Marla bereits kannte, ihr mißfielen.

Und Sie, Alfons, und Sie? fragte Montigue, aufspringend.

Es sollte eben an mich die Reihe kommen; entgegnete Alfons, denn der Prinz fragte natürlich auch, wie ich ihr gefiele?

Alfons von Verron ist in der That sehr schön; antwortete sie.

Er gefällt Ihnen? fragte der Prinz, auf das unangenehmste berührt.

Er könnte mir gefallen; versetzte sie.

Ich glaube, er giebt sich deshalb auch genug Mühe; sagte sie, aber er ist ein armer Teufel.

Ich hoffe, er hat gar nicht die Absicht, mir zu gefallen; erwiderte sie.

Desto besser! Desto besser! rief der Prinz auf eine leidenschaftliche Art aus. Ich hoffe nicht, daß er mein Nebenbuhler sein wird.

Bald nach der Entfernung des jungen Prinzen

trat der Graf Jacquemar ein, welcher nicht weniger ernstlich als der Prinz sich bereits seit einiger Zeit um ihre Gunst bewarb. Ich weiß nicht, wie weit er mit ihr gekommen war, aber ich werde Ihnen das Gespräch ganz ausführlich mittheilen, welches er jetzt, nach einer vierzehntägigen Anstrengung, ihre Gunst zu erlangen, mit ihr führte.

Meine holde Marla, sagte er, war der Prinz seit kurzem bei Ihnen?

Soeben.

Hatte er heute ein besonderes Anliegen an Sie?

Ein ganz besonderes.

Darf ich es wissen?

Es ist mir kein Geheimniß daraus gemacht worden, und ich habe mich zu nichts verpflichtet.

Sie würden mir einen Gefallen erweisen, wenn Sie es mir mittheilten.

Der Prinz wünschte, sagte sie ganz unbefangen, daß ich mich in ihn verlieben sollte.

Ei der Tausend! rief der Graf in verstellter Entrüstung, das ist eine abscheuliche Zumuthung!

Glauben Sie? entgegnete die Marla, ich fand diese Zumuthung nicht so abscheulich.

Sie haben ihm Hoffnung gemacht? fragte Jacquemar erblassend.

Ich habe den Prinzen behandelt, versetzte sie,

wie ich jeden Herrn behandle, der mit mir von einem Thema spricht, das ich nicht liebe. Aber der Prinz wird es wohl gemerkt haben, daß er mir nicht gleichgiltig ist.

Der junge Jacquemar machte ein verzweifeltes Gesicht und wurde sehr ernst.

Aber, mein Gott, liebe Marla, rief er dann, finden Sie nicht, daß es schönere Männer giebt, als der Prinz?

Ich gestehe, daß es schönere Männer giebt, aber der Prinz gefällt mir; erwiderte sie.

Das ist eine sonderbare Laune von Ihnen; sagte der Graf, ich weiß von ihm selbst, daß Sie ihn bisher nicht besonders bevorzugten.

Weil er meine Neigung nicht bemerken sollte.

Also Sie lieben ihn wirklich? Das kann sehr traurig werden, holde Marla.

Und warum traurig?

Warum? warum? — Mein holder Engel, der besondere Zweck, welcher mich heute zu Ihnen führt, ist der, Ihnen zu erklären, daß ich Sie unmöglich länger platonisch lieben kann.

Nun, so lieben Sie mich catonisch.

Das heißt also, ich soll mir eine Kugel durch's Gehirn jagen?

Ach, mein Lieber, rief sie lachend, wie schlecht

sind Sie in der Geschichte bewandert! Hat Cato schon das Pulver gekannt?

Cato hat das Schwert gebraucht.

Und Sie sollten sich einer Stecknadel bedienen; spottete die Grausame.

Wie können Sie noch scherzen? Die Sache ist sehr ernst! Ich schlage mich mit dem Prinzen.

Meinetwegen.

Aber, meine Theure, rief der Graf voll Verzweiflung, so sagen Sie mir doch, wie ich es anfangen soll, Sie zu gewinnen! Geschenke reizen Sie nicht, eine Liebeserklärung darf man Ihnen nicht machen. Sie sind zu wunderlich, um mit Ihnen nach bestimmten Regeln und Grundsätzen umzugehen, und zu liebenswürdig, um Sie vergessen zu können.

Sagen Sie doch lieber, ich bin nicht das, was die französische Männerwelt so gern aus allen Frauen, die ihnen gefallen, machen möchte.

Was?

Maitressen!

Als die Marla so gesprochen hatte, sah der Graf Jacquemar sie mit einer verzweifelten Miene an und verließ sie endlich sehr mißmuthig und unbefriedigt.

Gleich dararf erhielt die Marla einen Brief folgenden Inhalts:

„Meine sehr hochgeschätzte Marla!

Wenn ich auch nicht so glücklich bin, Ihnen zu gefallen, wie ich Ihnen zu gefallen wünsche, so werden Sie doch vielleicht die Güte haben, beifolgendes kleine Geschenk von mir anzunehmen. Zugleich ersuche ich Sie, sich als Herrin meines Vermögens zu betrachten, und über meinen Wagen, meine Pferde, meine Kasse ganz nach Ihren Bedürfnissen zu verfügen. Schließlich erlaube ich mir, Ihnen anzuzeigen, daß ich morgen eine Jagd auf meinem, zwei Meilen von Paris entfernten Gute, veranstalten werde. Gewähren Sie mir das Vergnügen, Sie als Theilnehmerin an derselben begrüßen zu können. Ich habe alle Anstalten getroffen, Sie würdig zu empfangen, und meinen Stallmeister beauftragt, Sie abzuholen."

An demselben Abend, als Marla diesen Brief erhielt, saßen wir wieder in einem traulichen Kreise beisammen.

Wer wird von uns Allen der Glücklichste sein? fragte der Graf.

Nun, Sie nicht, wie es mir scheint; antwortete der Prinz.

Und Sie noch weniger, Prinz; versetzte der Graf.

Meinen Sie? entgegnete der Prinz mit einem höchst bedeutsamen siegreichen Lächeln.

Dieses Lächeln machte den Grafen iu der That und uns Alle stutzig.

In zweimal vierundzwanzig Stunden, fuhr der Prinz fort, ist die Marla mein!

Nach diesen Worten, welche eine stürmische Sensation unter den Anwesenden, nur nicht bei mir, hervorbrachte, denn ich gestehe, daß ich an den Sieg des Prinzen nicht glaubte, trat dieser zu mir heran und flüsterte mir zu:

Nun, und Sie sind zu all dem so schweigsam, Verron?

Wenn man auf Eroberung sinnt, pflegt man nicht viel zu sprechen; antwortete ich.

Ah — ich weiß es wohl; Sie scheinen von allen Anwesenden den meisten Eindruck auf sie gemacht zu haben.

Auf wen?

Sonderbare Frage! — Auf die Marla.

So? sagte ich sehr erstaunt, warum glauben Sie das? Ich habe mir bisher wenig Mühe um sie gegeben.

Wenig Mühe?

Nun freilich, aus Politik nämlich, denn ich bin nicht von Stein und finde dieses Weib ebenfalls ver-

derblich schön; aber eben deshalb wollte ich mich zunächst auf's Beobachten verlegen. Sehen Sie, gnädiger Prinz, ich komme dabei sehr gut fort; ich werde noch ganz frisch sein, wenn Sie Alle, auf den Tod verwundet, die Schanzgräben füllen, und dann —

Nun, dann, dann? rief der Prinz mit einer Ungeduld, die mich in Staunen versetzte.

Und dann hoffe ich eher zum Ziele zu gelangen, wenn ich mich gegen dieses Weib gleichgiltig stelle, als wenn ich mich rasend in sie verliebt zeigte.

Zum Wetter, rief der Prinz und kniff mir in den Arm, Sie sind ein größerer Teufel, als ich Ihnen zugetraut hätte; Sie haben Recht, aber es hilft Ihnen doch nichts, denn diese Marla ist mein!

Mit diesen Worten entfernte sich der Prinz, welcher jetzt eine sehr große Meinung von mir gefaßt zu haben schien. Aber in Wahrheit hatte meine Diplomatie einen ganz andern hauptsächlichen Grund. Ich war nämlich ein armer Teufel und wußte damals gerade sehr wenig von meiner Tante zu erlangen; womit sollte ich also das Herz eines koketten Weibes bestürmen? Vor solchen Nebenbuhlern, wie der Prinz und der reiche Graf Jacquemar, mußte ich mich zurückziehen; ich konnte nur von dem Zufall und von der Laune des Geschickes einigen Erfolg erwarten, und warb um die Marla wie Einer,

der den Spaß mitmacht um des Spaßes, nicht um des Erfolges willen. Sollte ich also einen Erfolg, ohne daß ich es wußte, errungen haben? Der Prinz mußte etwas merken, wie kam er sonst auf eine solche Anrede?

Ich war mit diesen Gedanken beschäftigt, als Favre, der Neffe des Doctor Drogue, in unsere Mitte trat. Ein lustiger Bruder, wie er war, wurde er bald von Allen umringt und um Neuigkeiten gefragt.

Das Neueste ist, versetzte er, daß Sie Alle nach Hause gehen können, meine Herren, denn ich besitze die Marla.

Diese Worte brachten eine Bewegung in der Gesellschaft hervor, als wäre Ulysses plötzlich unter die Freier seiner Penelope getreten.

Das ist nicht wahr! rief der Prinz.

Versuchen Sie, den Beweis zu führen; sagte Favre.

Es ist vielmehr an Ihnen; uns den Beweis zu liefern.

Sie sollen ihn morgen haben.

Morgen? rief der Prinz. Niemals!

Wir werden sehen; versetzte Favre trocken.

Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre es zu einigen Duellen gekommen; die Sache wurde jedoch durch die Besonnenheit der kühleren Partei, zu welcher auch ich

mich zählte, vorläufig beigelegt, und man trennte sich, dem Anscheine nach mit einander ausgesöhnt.

Am andern Tage hielt der Stallmeister des Prinzen mit einem prächtigen Pferde vor Marla's Thüre. Die Schöne schickte jedoch das Pferd wieder zurück und schlug die Jagd aus. Gleich darauf sandte der Prinz eine seiner Karossen, indem er die Marla bitten ließ, sein sehr nahegelegenes Landschloß in Augenschein zu nehmen, welches er kürzlich angekauft hatte. Marla sagte zu, und es währte nicht lange, da stieg eine tief verschleierte Dame in den Wagen. Man konnte von ihrem Gesichte nichts erkennen, Gestalt und Haltung ließen aber keinen Zweifel zu. Der Wagen fuhr sausend davon und machte nicht eher Halt, als bis er vor einem einsam liegenden großen Gebäude hielt. Ein glänzend gallonirter Diener trat an den Wagen und öffnete den Schlag. Die Dame stieg aus und folgte dem Diener ins Innere des Schlosses. Hier empfing sie der Prinz. Ohne daß die Dame ihren Schleier hob, folgte sie ihm in ein sehr traulich eingerichtetes Gemach. Kaum war sie über die Schwelle getreten, als die Thür mit einem eigenthümlichen Geräusch ins Schloß fiel.

Sie sind meine Gefangene, schöne Marla, rief der Prinz aus, so wie ich der Ihrige bin!

Mit diesen Worten hob er den Schleier der

Schönen auf, aber wie erschrak er, als ein altes häßliches Weib ihn angrinste und dann stupide lächelnd im Zimmer umherblickte.

Am folgenden Abend wurde diese Geschichte in Versailles und Paris umhergetragen. Man lachte viel über den boshaften Streich, der dem Prinzen gespielt worden. Dieser hatte indessen noch Muth genug, bei seiner Rückkehr nach Versailles in den Kreis seiner Freunde mit stolzer Miene einzutreten.

Nun, wie wird es morgen stehen? fragte Jacquemar mit einer ironischen Miene.

Besser als gestern; versetzte der Prinz gleichmüthig.

Aber nicht besser als heute, sagte Favre. Meine Herren, ich bitte mir den Betrag der Wette aus.

Alle staunten.

Ich habe die Wette gewonnen; fuhr Favre fort, wenn Sie aber zweifeln, wird sie selbst es vor Ihnen aussprechen. Folgen Sie mir zu der Marla oder senden Sie Jemand aus Ihrer Mitte, welcher ihre Erklärung entgegennehmen kann.

Man ging auf letzteren Vorschlag ein und beschloß zu losen. Das Los traf merkwürdigerweise den Prinzen.

Also Sie, Prinz; sagte Favre, ich werde Sie bei der Marla erwarten.

Favre ging, und eine halbe Stunde später folgte ihm der Prinz. Weder er noch Favre kehrten zurück. Der Prinz wurde als Leiche in seine Wohnung gebracht. Favre war entflohen oder hielt sich, wie man glaubte, bei einem Freunde auf. Er hatte den Prinzen in einem Rencontre, welches durch die Eifersucht der beiden jungen Männer veranlaßt worden, vor den Augen der Marla getödtet. Favre hatte, wie es schien, die Wette wirklich gewonnen, aber er hütete sich wohl, den Preis jetzt einzufordern.

Und die Marla? fragte Montigue, als Alfons jetzt innehielt.

Die Marla war von Stunde an unsichtbar, aber es hieß, daß sie an der Seite des Doctor Drogue gesehen worden sei.

Ich muß gestehen, sagte Montigue, daß Ihre Erzählung mich auf die Marla sehr neugierig macht. Sie glauben also wirklich, daß sie sich hier in diesem Hause befindet?

Favre hat es mir gesagt; er will ja eine Nacht hier mit ihr zusammengewesen sein.

Hier?

Ja, bei meiner Tante.

Er rühmt sich also noch immer ihrer Eroberung?

Allerdings.

Nun, hören Sie, Freund, ich bin, wenn Sie nichts dagegen haben, diese Nacht Ihr Gast.

Mir außerordentlich lieb.

Mein Bedienter wird uns aber Gesellschaft leisten.

Desto besser.

Aber halt, sagte Montigue, ich habe eines Umstandes ganz vergessen. Wir gehen in dieser sonderbaren Geschichte auf Tod und Leben mit einander, und dürfen daher keine Geheimnisse vor einander haben. Diesen Zettel hat mir der Cerberus Ihrer Tante soeben in die Hände gespielt. Lesen Sie!

Mit diesen Worten übergab Montigue dem jungen Manne den Zettel.

Ein Rendezvous um Mitternacht, sagte Alfons erstaunt, und mit meiner Frau?

Ah, Sie werden doch eifersüchtig.

Nein; ich versichere Ihnen nochmals, daß mir meine Frau vollständig gleichgiltig ist, aber dieses Stelldichein will mir trotzdem gar nicht gefallen.

Ich muß mich aber dennoch einfinden.

In diesem Falle würden Sie also diese Nacht ja gar nicht bei mir bleiben können.

Ei doch; jedenfalls bin ich in Ihrem Hause und in Ihrer Nähe, ich hoffe doch nicht die ganze Nacht bei Ihrer Tante oder bei Ihrer Frau zu bleiben.

Uebrigens scheint es mir, daß Sie gut thun würden, den Lazzarone, von dem Sie gesprochen haben, in Ihre Dienste zu nehmen. Es kann nicht schaden, wenn wir unsere Leibgarde verstärken. Doch hierüber können wir uns noch besprechen. Jetzt kommen Sie, wir wollen uns ein wenig die Grillen vertreiben und uns bis zum Abende die Geschichte aus dem Kopfe chlagen.

Die beiden jungen Leute verließen nun den Palast und verlebten den Rest des Tages in der ausgelassensten, heitersten Gesellschaft. Alfons hoffte Favre zu sehen, um mit ihm noch einmal über seinen nächtlichen Aufenthalt im Palaste sprechen zu können, aber er war noch nicht anwesend.

Indeß der Abend rückte heran, und zur festgesetzten Zeit fand sich der Riese vor dem Kaffeehause Giovanno ein. Montigue betrachtete ihn sehr genau; der Riese gab diesen Blick mit trotziger Ironie zurück.

Ich glaube Euch zu kennen; sagte Montigue.

Das scheint mir; versetzte der Riese trocken.

Ist Euer Name nicht Pietro Manillo?

So heißt Derjenige, welcher vor Ihnen steht.

Ihr hattet bei der Geschichte mit Herrn von Brugazi die Hand im Spiele.

Beide Hände, Herr; beide Hände!

Nun gut; wir hoffen, daß wir mit Euren Diensten ebenfalls zufrieden sein werden.

Das kommt ganz auf Sie an, Herr.

Meint Ihr? versetzte Montigue lächelnd. Nun gut, wir wollen den Versuch machen.

Alfons, wandte sich jetzt Montigue an diesen, auf den Mann können Sie sich verlassen.

Dann mag er uns um zehn Uhr am Eingange des griechischen Hauses erwarten; sagte Alfons, nehmt das und trinkt auf meine Gesundheit.

Und auf meine auch; versetzte der Riese, indem er das ihm von Alfons dargereichte Geld nahm und sich dann gleichgiltig entfernte.

Was war das für eine Geschichte mit dem Herrn von Brugazi? fragte Alfons.

O, eine teufelsmäßige Geschichte; rief Montigue, aber jetzt nichts davon. Lassen Sie uns zu unsern Freunden zurückkehren.

In diesem Moment ging eiue verschleierte Dame an den beiden jungen Männern vorüber; sie hatte in ihrem Wesen etwas ungemein Graziöses. Alfons und Montigue konnten nicht umhin, der Dame eine Strecke zu folgen.

Was ist das für ein großes, stattliches Gebäude, vor dessen Pforte sie jetzt stehen bleibt?

Das Haus der Signora Gribaldi, und sie scheint es selbst zu sein.

Signora Gribaldi? Wer ist das?

Signora Gribaldi ist die Tochter des Marchese Brugazi.

Sie muß ein schönes Weib sein.

Nun, mein lieber Alfons, ich bin überzeugt, daß sie dem, der sich so leicht in ein schönes Gesicht verliebt, sehr gefährlich werden kann. Ihrer Marla giebt Signora Gribaldi sicher nichts nach; aber es würde für Sie sehr gefährlich sein, wenn Sie sich in sie verlieben wollten.

Gefährlich? Weshalb?

Kennen Sie nicht Groiola?

Den Löwenbändiger?

Kennen Sie ihn?

Ich habe von ihm gehört.

Nun, diese Signora Gribaldi ist seine Braut.

Und wo ist Groiola?

Man weiß es nicht; er hat bei der Verschwörung des Herzogs von Giovanni eine Rolle gespielt; er wollte Rom insurgiren —

Mit einer Räuberbande.

Man hat sich seiner bemächtigt —

Und ihn hingerichtet; fiel Alfons ein.

Im Gegentheil; sagte Montigue, er ist auf eine bisher unaufgeklärte Weise entkommen.

Nun, wenn Signora Gribaldi seine Braut ist, dann scheint mir die Sache nicht unaufgeklärt zu sein.

Weshalb nicht?

O, Freund Montigue, wie wunderlich fragen Sie; eine schöne Frau vermag in Rom Alles —

Aber nicht in Neapel.

Ich denke, er saß in einem römischen Gefängniß.

Allerdings, und hier war man eben dabei, ihn durch eine eigens für ihn erfundene Folter, den Spitzstuhl, zur Beichte zu zwingen. Da verlangte die neapolitanische Regiernng seine Auslieferung, nicht um ihn zu richten, sondern um durch seine Aussagen der Verschwörung noch mehr auf den Grund zu kommen und ihre feinsten Fäden verfolgen zu können; während des Transportes nach Neapel entfloh er aber.

Und weshalb soll es denn gefährlich sein, mit der Signora Gribaldi eine Intrigue anzufangen?

Weil sie ihrem Groiola treu ist und dieser jede Beleidigung seiner Dame auf's furchtbarste rächen würde.

Der Geächtete, der dem Schaffotte nicht entgehen würde, wenn man ihn erwischte?

Dieser Geächtete sieht und weiß Alles und ist überall gegenwärtig.

Und dennoch wird man seiner nicht habhaft?

Bisher ist es der neapolitanischen Regierung nicht gelungen.

Nun, Signora Gribaldi wird doch auch zur Beichte gezwungen werden können, und sie wird doch wissen, wo Groiola steckt.

Freilich weiß sie es, aber man läßt sie unangetastet, und das eben ist das Geheimnißvolle bei der ganzen Sache.

So muß sie von einem sehr mächtigen Einfluß geschützt werden.

Jedenfalls muß sie mit der Polizei gut stehen; fiel Montigue ein.

Oder mit den Pfaffen; sagte Alfons. Doch wer kommt dort; ist es nicht Favre?

Montigue wandte sich um; Favre stand mit bleichem Gesichte vor ihnen.

Ah — Favre; sagte Alfons, woher und wohin?

Haben Sie nicht eben eine Dame hier passiren sehen, welche —

Schwarz gekleidet und tief verschleiert war? lautete Alfonsens Gegenfrage; die Signora Gribaldi?

Sie kennen Sie? fragte Favre, und über sein bleiches Antlitz verbreitete sich eine leichte Röthe.

Durch Freund Montigue.

Ist sie eine Neapolitanerin?

Nein; eine Römerin.

Wohin hat sie sich begeben?

Sie ist in das Haus dort eingetreten, wo sie wohnt.

Favre wünschte den beiden jungen Leuten guten Abend und entfernte sich sehr eilig.

Sonderbar! sagte Montigue. Doch lassen Sie uns gehen, Alfons; ich glaube, wir werdeu heute noch etwas sehr Merkwürdiges erleben.

Sie begaben sich in das Kaffeehaus Giovanni, und dort fand Alfons jenen jungen, weibisch aussehenden Mann, welcher ihn durch seine Bekanntschaft mit Dingen, die er selbst noch als ein Geheimniß betrachtete, in ein so großes Erstaunen versetzt hatte.

Dieser Mensch saß von einer Gesellschaft junger Leute umgeben und erzählte, wie es schien, mit großer Behaglichkeit eine Geschichte, welche die Zuhörer in die größte Spannung versetzt hatte.

Alfons flüsterte seinem Freunde Montigue einige Worte zu, dann nahmen Beide in einiger Entfernung, doch so, daß ihnen kein Wort von der Geschichte entgehen konnte, ihren Platz.

Der Erzähler fuhr also mit seiner seltsam klingenden Stimme, ohne die Eintretenden bemerkt zu haben, fort:

Wie ich Euch sage, es giebt in Paris noch immer

Dinge, von denen sich die Weisheit der Polizei nichts träumen läßt. Napoleon ist allmächtig, das ist wahr, und seine Polizei ist gut, und doch kommen und verschwinden Männer und Frauen in Paris auf eine höchst geheimnißvolle Weise. Ich hatte dort eine Liebschaft mit einem jungen Mädchen, einer gewissen Jeannette Dijou; eines schönen Tages wollte ich sie besuchen. Ich wußte, daß sie einen Geliebten hatte, einen Polizeispion Namens Favre; aber das konnte mich nicht abhalten, sie zu besuchen, denn die Kleine war hübsch und ich glaubte, daß sie mir den Vorzug vor Favre gab. Als ich sie nun eines schönen Abends zur bestimmten Zeit zu einem Abendvergnügen abholen wollte, war sie nicht anwesend, und so oft ich kam, fand ich sie dennoch nicht vor, bis ich die Gewißheit erhielt, daß sie verschwunden war, ohne irgend eine Spur ihres neuen Aufenthaltes zu hinterlassen. Ich hatte die Kleine wirklich lieb, und ich vermuthete, daß ein Verbrechen vorlag. Unter diesen Umständen wandte ich mich an den Herrn Favre, meinen Nebenbuhler, um von ihm zu hören, ob er wisse, wo sich Jeannette Dijou aufhielt, aber er sagte mir, daß er selbst untröstlich sei, sie nirgends auffinden zu können. Natürlich war ich von diesem Bescheide eben nicht sehr zufriedengestellt, und ich setzte meine Bemühungen fort. Ich hatte den Herrn Favre stark in Verdacht,

daß er die kleine Jeannette ermordet habe, denn ich wußte, daß er in hohem Grade eifersüchtig und leidenschaftlich war, und —

In diesem Augenblicke erdröhnte ein Schuß, und der Erzähler sank mit dem Rufe: O, mein Gott! zu Boden. Es entstand ein fürchterlicher Tumult. Der Schuß mußte mitten aus der Gesellschaft gekommen sein. Einer sah den Andern an; Jeder suchte in den Händen seines zufällig neben ihm stehenden oder sitzenden Kameraden das unheilvolle Pistol; aber nirgends war eine Pistole sichtbar, und Niemand vermochte den Thäter zu errathen.

Aber es ist unmöglich, daß die Kugel von außen her gekommen sein kann; flüsterte Alfons seinem Freunde Montigue zu.

Nein, von innen; sagte dieser mit flammenden Augen.

Sie ahnen? fragte Alfons erstaunt.

Ich habe vielmehr Gewißheit; versetzte Montigue.

Mein Gott, auf wen könnten Sie argwöhnen?

Sehen Sie nicht, wer dort steht?

Dort? Wo?

Nun, neben dem Todten.

Wahrhaftig, Herr Favre! O, Sie halten ihn für den Thäter seines Namens wegen, aber ich glaube,

der Neffe des Doctor Drogue und der Spion Favre werden zwei ganz verschiedene Personen sein.

Vielleicht; aber ich weiß, daß er den mörderischen Schuß gethan hat.

So müssen wir uns seiner bemächtigen! rief Alfons aufspringend.

St! Nicht vorschnell, Freund; sagte Montigue, den Arm seines Freundes ergreifend, glauben Sie etwa, daß wir bei ihm eine Pistole finden werden?

Nun, gewiß, wenn er der Thäter ist.

Gewiß nicht, denn ich habe die Pistole in meiner Tasche.

So? rief Alfons mit zweifelndem Erstaunen.

Dieser Monsieur Favre ist ein Taschenspieler erster Klasse; in demselben Augenblicke, in welchem der Schuß erfolgte, fühlte ich das Pistol in meine Tasche gleiten, und wenn Sie oder ich mich muckse, bin ich der Thäter.

Sie?

Freilich; es würde vollkommen genügen, mich zum Mörder zu stempeln, wenn man bei mir die Pistole fände.

Schaffen Sie die Waffe fort!

Sogleich, Freund; versetzte Montigue.

Mit diesen Worten trat der junge Mann zu den Leuten, welche um den Unglücklichen herumstanden,

der eben seine letzten Seufzer ausstieß, denn der Schuß hatte ihn nicht sofort getödtet. Es befand sich ein junger Wundarzt unter den Anwesenden, welcher die Wunde untersuchte; aber der Verwundete starb ihm unter den Händen. Es wurden nun Anstalten getroffen, den Todten fortzubringen; auch die Polizei wurde herbeigerufen.

Kommen Sie; flüsterte Montigue seinem Freunde zu, je eher wir von hier fortkommen, desto besser ist es für uns.

In diesem Moment verließ auch Favre, dessen Antlitz noch immer Todtenblässe bedeckte, das Kaffeehaus. Er schien die beiden Freunde nicht bemerkt zu haben. Niemand dachte daran, ihn aufzuhalten.

Es war zehn Uhr, als Alfons und Montigue vor dem griechischen Hause standen.

Der Riese stand schon vor der Thür.

Hört, Manillo, sagte Montigue, ich weiß, Ihr seid ein Teufelskerl.

Andere halten mich für den Teufel zweimal; versetzte der Riese grinsend.

Nicht, Ihr gebt es zu?

Zugegeben; entgegnete der Riese lakonisch.

Nun, so kommt.

Sie traten in's Haus, und in der Stube angelangt, sagte Montigue:

Ich wünsche von Euch zu erfahren, wie es sich mit der Oertlichkeit dieses Palastes verhält? Mein Freund, der Herr von Verron hier, sagte mir, daß Ihr mit der Einrichtung dieses Hauses vertraut seid.

Allerdings; versetzte Manillo, aber es läßt sich nicht immer sagen, was man weiß.

Oder man will nicht immer eingestehen, was man weiß.

Manillo brach in ein ganz eigenthümliches heiseres Lachen aus.

Nun, sagte Montigue, wir wollen sehen; ich werde Euch ein wenig ins Verhör nehmen.

Wenn's Euch Vergnügen macht, meinetwegen; bemerkte Manillo.

Wie lange ist es her, seitdem Ihr in diesem Hause waret?

Ein halbes Jahr.

Wer war damals Besitzer?

Graf Alberoni.

Ganz richtig; fiel Alfons ein, es war der Bruder der Gräfin von Verron.

Und diese hat jetzt den Palast geerbt? fragte Montigue.

Das ist wohl nicht gut möglich; versetzte der Riese, der Graf Alberino hinterließ eine junge Frau.

Eine junge Frau? rief Alfons. Das ist nicht gut möglich, da meine Tante Erbin wurde.

Der Riese lachte laut auf.

Was soll dieses Lachen heißen? fragte Alfons.

Das soll heißen, daß ich mehr weiß, als Sie.

So rede; sage, was Du weißt! rief Alfons aus. Du sollst mich dankbar finden.

Dankbarkeit hinkt; versetzte der Riese.

Nun, ich bezahle Euch vorher; entgegnete Alfons, hier, nehmt!

Alfons warf dem Riesen seine mit Geld gefüllte Börse zu. Manillo nahm sie in die Hand, taxirte bedächtig ihren Inhalt und sagte dann:

Ich weiß es, und alle Welt weiß es, daß der Graf Alberoni sich in aller Stille mit einer jungen Dame vermählt hatte, — aber sie ist nicht mehr da, seine junge Frau.

Sie ist gestorben? fragte Alfons.

Fragt Josepho; entgegnete Manillo mit seinem gewöhnlichen Lakonismus.

Das ist Alles, was ich für schweres Geld erfahren soll? fragte Alfons, die Stirne runzelnd.

O, ich habe Ihnen genug gesagt; entgegnete der Riese, ich plaudere nie aus, was zu verschweigen ich geschworen habe, und Sie können ebenfalls in den

Geschäften, die wir mit einander machen werden, auf Verschwiegenheit rechnen.

Ihr sollt mir auch nur sagen, ob die Frau des Grafen Alberoni todt oder am Leben ist?

Keines von beiden; versetzte Manillo.

Keines von beiden? Kerl, bist Du toll?

Es liegt oft mehr Sinn in der Tollheit, als in der Weisheit; sagte der Riese lachend.

Nun gut, ich werde mir das Meinige dabei denken; sagte Alfons, und jetzt sagt mir, ob ich in Bezug auf dieses Haus nicht mehr erfahren kann?

Fragen Sie; versetzte der Riese.

Ist Euch ein Bett bekannt, das sich vermittelst eines verborgenen Mechanismus hebt und senkt?

Ich kenne es.

Ist Euch ein großer Schrank bekannt, dessen Rückwand eine Thür bildet, welche sich durch den Druck auf einen Knopf öffnet?

Ich kenne ihn; wiederholte Manillo eben so lakonisch wie das erste Mal.

Und ist Euch bekannt, daß man dann in ein großes Zimmer gelangt, woselbst sich eine menschliche Gestalt in einer Kapuze befindet, welche ein Automat sein soll?

Ich kenne sie; lautete die Antwort des Riesen wieder.

Und haben diese Dinge weiter keine Bedeutung, als daß sie sonderbare Liebhabereien des verstorbenen Besitzers dieses Hauses waren?

Liebhabereien? sagte Manillo. Ja freilich, wenn man es so nehmen will — es waren Liebhabereien.

Oder hatten diese Dinge vielleicht irgend einen geheimen Zweck? Nach Euren Worten scheint es so; sagte Alfons.

Dies müssen Sie untersuchen; entgegnete Manillo.

Sind Euch sonst noch Eigenthümlichkeiten des Hauses bekannt? fragte Alfons weiter.

Diese Fragen sind sehr sonderbar; versetzte Manillo mit einem sehr schlauen Lächeln, wenn Sie Herr dieses Hauses sind, warum untersuchen Sie es nicht?

Das soll diese Nacht geschehen, und ich rechne auf Eure Mitwirkung dabei.

Sehr schmeichelhaft; entgegnete Manillo.

Wart Ihr seit dem Tode des Grafen wirklich nie wieder in diesem Hause?

O, doch!

Wann, zu welchem Zwecke und auf wessen Veranlassung?

Zum Teufel auch; erwiderte der Riese, Ihr rückt mir mit einem ganzen Mundvoll Fragen zu Leibe — aber nun ist's aus, ich gehe nicht über mein Sacrament.

Ihr habt also geschworen, nichts zu sagen von dem, was Ihr von dem griechischen Hause wißt?

Ich sagte Ihnen ja, daß mich mein Eid bindet; reden kann ich nicht, aber zeigen — nun, das ginge wohl.

Nun, wohlan, so folge uns; sagte Alfons, sich schnell erhebend.

Halt; sagte Montigue, so rasch geht es nicht; einige Vorsichtsmaßregeln können nicht schaden; überzeuge Dich, Manillo, ob mein Diener Bearetto vor der Thür dieses Hauses Wache hält; wenn sich binnen einer Stunde höchstens Niemand von uns zeigt, soll er Allarm schlagen.

Manillo vollführte seinen Auftrag und kehrte mit der Nachricht zurück, daß Bearetto seinen Posten eingenommen habe.

Nun, jetzt an's Werk; sagte Montigue.

Als sie in den andern Flügel kamen, lag der lange Pindor vor der Thür des Zimmers, welches zu den Gemächern der Gräfin von Verron führte, auf der Erde und schnarchte wie ein Bär.

Manillo trat an ihn heran, betrachtete ihn eine Weile, gab ihm dann einen sanften Fußtritt und rief:

Steh' auf und laß Dich hängen, Pindor!

Zum Teufel, Manillo, rief Montigue aus, was weckst Du ihn?

Wir würden schwerlich ohne seine Mitwirkung zum Ziele gelangen; entgegnete Manillo, die Zimmer sind verschlossen und er hat die Schlüssel.

Nun, so nehmen wir ihm dieselben ab.

Oder vielmehr, er soll sie uns geben, denn nehmen können wir ihm die Schlüssel nicht.

Mit diesen Worten gab Manillo dem Cerberus einen zweiten etwas unsanfteren Fußtritt, als der erste war.

Pindor erhob sich etwas, blickte den Riesen ruhig an und streckte sich dann wieder aus.

Der thut sehr stolz; sagte Manillo. Heda, Pindor!

Diesem Anruf folgte ein dritter, sehr derber Fußtritt.

Der Hagere erhob sich jetzt ganz ruhig, stellte sich kerzengrade vor den Riesen hin und blickte denselben so seltsam an, daß dieser einen Schritt zurücktrat und vor sich hin murmelte:

Alle Wetter, er sieht aus wie der Leibhaftige.

In diesem Moment konnte man einen Hilfsruf vernehmen.

Wie es schien, kam er aus dem Innern der Stube.

Was geht da drinnen vor? fragte Alfons.

Was Niemand etwas angeht; versetzte Pindor.

Montigue und Alfons sprangen auf Pindor zu, welcher sich kerzengrade vor der Thür aufgestellt hatte.

Weg da! rief Manillo den beiden jungen Leuten zu, mit dem da habe ich allein zu thun, und ich will schon mit ihm fertig werden.

Pindor regte sich nicht.

Willst Du uns einlassen? fragte Manillo.

Versuch's, hineinzukommen; versetzte Pindor.

Manillo zog ein scharfes blitzendes Messer hervor.

Noch einmal frage ich Dich, willst Du uns einlassen?

Nochmals ließ sich ein Hilferuf, aber kläglicher als der erste, vernehmen.

Halt; es ist uns nichts damit gedient, wenn Ihr den Kerl todtstecht; sagte Alfons.

Todt oder lebendig! rief Manillo; der Hund soll uns einlassen.

Nein, ich will durchaus nicht, daß Ihr ihn tödten sollt; sagte Alfons.

Pindor stand bis jetzt ganz ruhig da; als aber in diesem Augenblicke Alfons auf ihn zutrat und ihn bei der Brust packte, erlosch plötzlich das Gaslicht, welches auf dem Corridor brannte; Alfons erhielt einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß er blutend zu Boden fiel; man hörte eine Thür knarren und leise Tritte. Manillo, der sich auf Pindor stürzte,

wurde wie ein Federball nach der entgegengesetzten Seite an die Wand geschleudert; Montigue wurde sehr unsanft auf die Erde gesetzt; gleich darauf aber öffnete sich die Thür, welche zu den Zimmern der Gräfin von Verron führte; es wurde hell, und die Gräfin fragte mit einer, wie es schien, sehr erregten Stimme:

Was geht hier vor, Pindor?

Ihr Neffe, gnädige Frau, oder Ihr Gemahl, wenn Sie wollen, hat sich den Zutritt zu Ihnen erzwingen wollen.

Montigue starrte bald Pindor, bald die Gräfin an; es war sonst Niemand außer diesen beiden Personen sichtbar, und unmöglich konnte der hagere Pindor ganz allein mit ihm und dem Riesen fertig geworden sein.

Alfons hatte sich wieder erhoben; er blutete. Die Frau Gräfin von Verron sagte zu dem Hagern:

Gehe, Pindor!

Pindor verbeugte sich und wollte sich entfernen.

Halt! sagte Montigue, so leichten Kaufs kommt er uns nicht davon.

Ich stehe jederzeit zu Diensten; versetzte Pindor mit einer spöttischen Miene.

Gehe, Pindor; wiederholte die Gräfin, und Sie, meine Herren, treten Sie ein.

Montigue flüsterte dem Riesen einige Worte zu, und als Pindor jetzt den Corridor hinabschritt, folgte ihm Manillo.

Mein lieber Alfons, sagte jetzt die Gräfin, ich sehe, Du bist verwundet; der Doctor Perige wird sogleich kommen und Dich verbinden.

Alfons war noch betäubt von dem Schlage, den er von Pindor erhalten; das Kammermädchen kam mit dem Becken, um Alfons von dem Blute zu befreien.

Mein lieber Alfons, sagte die Gräfin, es betrübt mich ungemein, daß Du verwundet bist, aber Du hast es Dir selbst beizumessen. Wir hatten mit einander ausgemacht, daß Jeder in seinem Flügel leben sollte, und nun willst Du Dich mit Gewalt bei mir eindrängen. Ja, Du forderst sogar Deine Freunde auf, Dir Beistand zu leisten.

Ich fühle mich jetzt zu schwach, entgegnete Alfons, ich kann jetzt nicht Rede stehen, und ich bitte Dich, Montigue, laß uns jetzt in meine Zimmer gehen. Mir ist es wüst im Kopf.

Wie Du willst, Alfons; sagte die Gräfin.

Sie schellte, und sofort erschienen zwei Bediente, kräftige Männer, welche Alfons in seine Zimmer brachten.

Frau Gräfin, sagte Montigue beim Fortgehen

zu dieser, ich habe nicht die Absicht, Sie zu behelligen; ich folgte der Aufforderung meines Freundes, hierher zu gehen, wie ich jetzt seiner Aufforderung folge, mich zu entfernen. Es gelüstet mich nicht, mich in Familiengeheimnisse zu drängen; aber die Dinge, von denen mir Herr von Verron erzählte, sind so seltsamer Art, daß ich an eine Täuschung seiner Sinne glauben mußte.

Täuschung seiner Sinne! rief die Gräfin aus. Das ist es. Mein theurer Alfons hat sich etwas in den Kopf gesetzt.

War es auch Täuschung meiner Sinne, sagte Montigue, als mir ein Zettel von Ihnen, Frau Gräfin, in die Hand gesteckt wurde?

Ein Zettel von mir? fragte die Gräfin erstaunt. Ich bitte!

Nun, er hat wenigstens Ihre Unterschrift.

O, ich bitte! rief die Gräfin wieder aus.

Sie haben mich nicht auf heute zu einem Rendezvous bestellt? fragte Montigue.

Ich, mein Herr? Mein Neffe Alfons scheint Sie angesteckt zu haben.

Dann ist die Bestellung vielleicht in unrechte Hände gekommen, Frau Gräfin; aber Ihre Unterschrift habe ich.

Das ist nicht möglich, mein Herr.

Sie haben diesen Zettel nicht geschrieben? fragte Montigue, indem er ihn hervorholte.

Niemals, mein Herr.

Ich bin also mystificirt worden?

Ganz gewiß; Sie sowohl als auch mein armer Neffe.

Das ist Ihre Unterschrift nicht?

Gewiß nicht.

Aber —

Montigue stockte.

Die Frau Gräfin blickte ihn unbefangen wie ein unschuldiges Kind an.

Das Billet ist mir doch durch Ihren Diener zugekommen.

Wohl möglich, mein Herr.

Wer kann es wagen, sich Ihren Namen anzumaßen? Wohnt in diesem Schlosse noch eine Dame Ihres Namens?

Herr Graf, sagte Frau Julie von Verron, Sie sind mystificirt, und ich bitte Sie, mich ferner mit dieser Angelegenheit zu verschonen.

Gut, Frau Gräfin; entgegnete Montigue, es ist allerdings Ihre Angelegenheit, nähere Nachforschungen anzustellen, denn Sie sind es, die compromittirt worden ist.

Gewiß; es ist meine Sache ganz allein.

Und glauben Sie, Frau Gräfin, daß es auch Sinnestäuschung war, als ich vor einigen Minuten ein Hilfsgeschrei vernahm?

O, das ist jedesfalls Sinnestäuschung gewesen, sagte die Frau Gräfin, ohne daß sie eine Miene verzog.

Es haben drei Leute dieses Hilfsgeschrei vernommen.

Nun, dann haben sich drei Leute getäuscht.

Montigue warf einen prüfenden Blick ins Nebenzimmer, dessen Thür geöffnet war; auch nicht das geringste, was auffallen konnte, zeigte sich; und obwohl Montigue einen Augenblick entschlossen war, eine genauere Untersuchung anzustellen, so gab er sie doch auf, denn er überlegte ganz richtig, daß die Gräfin ihm nicht so unbefangen gegenüberstehen würde, wenn sie irgend eine Entdeckung zu befürchten gehabt hätte, und außerdem drängte es ihn, zu Alfons zu gehen und sich über dessen Zustand aufzuklären.

Frau Gräfin, sagte er, ich bin allerdings nicht Herr in diesem Schlosse und habe nicht das Recht, mich nach dem zu erkundigen, was hier vorgeht; aber ich bin überzeugt, daß hier nicht Alles in Richtigkeit ist, und rathe Ihnen selbst auf Ihrer Hut zu sein, wenn Sie diesen räthselhaften Dingen, wie ich fast glauben muß, wirklich fernstehen sollten.

Mit diesen Worten verbeugte sich Montigue und ging zu seinem Freunde.

Er fand diesen auf seinem Bette liegen, und zwar in einer tiefen Ohnmacht; der Blutverlust hatte ihn erschöpft. Ein kleines Männchen stand vor dem Bette.

Er hatte außerordentlich viele Aehnlichkeit mit dem Graukopf, welcher mit Alfons gespielt und in Gemeinschaft mit ihm die Bank gesprengt hatte.

Sind Sie der Doctor Caraffa? fragte Montigue den Graukopf.

Ganz derselbe.

Das Männchen war eben im Begriff, mit seiner Pincette die Wunde des Grafen von Verron zu untersuchen, als der Kranke plötzlich die Augen aufschlug und mit zitternder Stimme rief:

O, Rettung! Hilfe! Ich bin verloren!

Schwerlich hätte dieser Ruf den Verwundeten vor der Gefahr geschützt, die ihm jetzt so nahe war, wenn Montigue den Arm des Doctors nicht in dem Augenblick gefaßt hätte, in welchem dieser die Pincette ansetzen wollte.

Zum Teufel, rief der Doctor, indem er sich vergebens bemühte, seinen Arm loszumachen, und Montigue mit seinen stechenden Augen durchbohrend ansah, was wollen Sie? Sehen Sie nicht, daß der arme

Mensch im Delirium liegt? Sie scheinen mir aber auch in wunderlicher geistiger Verfassung zu sein, und ich sage Ihnen, weg da mit der Hand, wenn Sie den Doctor Caraffa nicht in Versuchung führen wollen.

Und wirklich machte der Doctor Caraffa jetzt eine so bedeutende Anstrengung und entwickelte eine solche Kraft, daß Montigue seinen Arm nicht länger zu halten vermochte. Glücklicherweise trat eben in diesem Augenblick ein Mann in's Zimmer, den Alfons mit einem Ausruf der Freude empfing.

Mein lieber, guter Doctor Drogue, sagte er, Sie sind es? Wie gut, daß Sie kommen! Zur glücklichen Stunde für mich.

Wenn Sie ein Arzt sind, wandte sich Montigue an den Doctor Drogue, dann untersuchen Sie doch einmal diese Pincette.

Mit diesen Worten hielt Montigue die Hand des angeblichen Doctor Caraffa, welcher noch immer die Pincette hielt, in die Höhe.

Diese Pincette? fragte Caraffa; was soll damit sein?

Nun, ich vermuthe, daß die Spitze vergiftet ist!

Was sagen Sie da? rief der Doctor Drogue, das wäre ja eine entsetzliche Beschuldigung gegen meinen Herrn Collegen.

Doctor Caraffa lächelte.

Er wollte den Herrn Alfons von Verron vergiften; sagte Montigue, indem er dem Doctor Caraffa einen so entsetzlichen Schlag auf den Arm gab, daß dieser wie abgeschlagen dem Doctor am Leibe herabfiel, und nun packte ihn Montigue bei der Brust und schrie ihn an:

Elender, Sie sind nicht der, für den Sie sich ausgeben. Sie sind ein Elender!

Nun ja; sagte der Doctor Caraffa, meine Pincette ist vergiftet, und ich rathe Ihnen, mich loszulassen.

Doctor Drogue beschäftigte sich mit Alfons und kümmerte sich um alles Uebrige nicht im geringsten.

Her mit der Pincette! schrie Montigue.

Unglücklicher, Sie sind des Todes! entgegnete Caraffa, indem er mit der Pincette, die er mit der andern Hand ergriffen hatte, nach Montigue stach.

Aber in diesem Momente wurde Caraffa von hinten gepackt und zur Erde geschleudert.

Manillo war unbemerkt in's Zimmer getreten.

Diesen Menschen dürfen wir nicht loslassen; sagte Manillo, indem er einige Stricke hervorholte, ich kenne ihn.

Wo warst Du, Manillo? fragte Montigue.

Ich war auf der Jagd; versetzte Manillo. Ein Wild ist gefangen; dieses hier ist das zweite Wild.

Die Pincette! Die Pincette! schrie Montigue, indem er Caraffa's Arm packte und ihm glücklich die Pincette entwand.

Der Doctor Drogue hatte Alfons' Zustand für unbedeklich erklärt. Er hatte eine tiefe Wunde nahe dem Scheitel, die mit einem scharfen Instrumente hervorgebracht war. Nachdem der Verband angelegt, verfiel Alfons in einen tiefen Schlaf. Das war sein Glück. Die Aufregung, in welcher er sich befand, hätte seinem Zustande sehr gefährlich werden können; nur ein andauernder, gesunder Schlaf konnte seine Aufregung dämpfen. Doctor Drogue hatte eine ganze Apotheke bei sich, und unter seinen Fläschchen und Schächtelchen befand sich auch sicher ein Mittel, welches den Schlaf herbeirief.

Es war merkwürdig, daß sich der Doctor Drogue bisher um gar nichts bekümmert hatte; er hatte den Doctor Caraffa nicht eines Blickes gewürdigt, und als jetzt Montigue zu ihm sagte:

Herr Doctor, untersuchen Sie gefälligst diese Pincette; versetzte er:

Uebergeben Sie dieselbe der Criminalbehörde, wenn Sie Argwohn schöpfen. Ich komme morgen

wieder. Es muß Jemand bei Herrn von Verron Wache halten. Gute Nacht!

Doctor Drogue ging.

Wir müssen erwähnen, daß das Zimmer, in welchem diese Scene mit Caraffa vorging, so geräumig war, daß das, was in einem Winkel geschah, in dem andern sich kaum hörbar machte. Caraffa wurde in ein anderes Zimmer geschafft, und Montigue warf sich erschöpft, wie er war, unfern des Lagers seines Freundes in einen Lehnstuhl und sagte zu Manillo:

Jetzt erzähle mir, was vorgefallen ist.

Nichts, Herr; versetzte Manillo.

Du sprachst von einer Jagd.

Nun, ich habe den wackern Pindor der Polizei übergeben.

Der Polizei?

Freilich; Sie wissen, daß ich mit dem Herrn Polizeiminister Ajossa und mit dessen rechter Hand, dem Herrn Maniscalco, sehr gut bekannt bin. Wir kennen uns noch von 1848 her, wo ich mit meinen Lazzaroni die Constitution des Königreichs Neapel in Stücke riß; ich habe diesen Herren einen Wink gegeben, und mit diesem Pfeifchen kann ich so viele Beine und Arme in Bewegung setzen, als ich will.

Brav, Manillo! sagte Montigue. Ich wußte, daß Du der rechte Mann für uns sein würdest.

Ich bin für Jeden der rechte Mann, der mich bezahlt und nach Gebühr zu schätzen weiß; entgegnete Manillo. Es ist wahr — die Marquise von Tarai hat auch ihre Leute —

Die Marquise von Tarai? fragte Montigue erstaunt.

Und die Signora Gribaldi hat sogar eine Leibgarde.

Die Signora Gribaldi? fragte Montigue wieder. Was haben diese mit unserer Angelegenheit zu schaffen?

Also Sie wissen nicht, daß hier im griechischen Hause die Verschwörer tagen, welche Italien an Frankreich bringen wollen?

An Frankreich?

Ja, an Frankreich wollen Sie das Land verrathen und verkaufen; an Bonaparte. Aber sie haben es mit einem Ferdinand zu thun.

Ich meine, Signora Gribaldi steht mit der Polizei von Neapel gut; bemerkte Montigue.

Nun, sie hat dem Polizeiminister Ajossa ein Schäferstündchen gewährt — und dieser hat ein Auge zugedrückt und ihren Liebsten davon laufen lassen. Aber jetzt wird er wohl wieder eingefangen sein. Herr Ajossa ist schlau.

Und die Gräfin von Verron gehört ebenfalls zu dieser revolutionären Partei?

Die Gräfin von Verron ist eine Abgesandte des Grafen Morny; sie ist hier, um zwei Fliegen mit einer Klappe zu fangen.

Und diese zwei Fliegen sind? fragte Montigue.

Signora Gribaldi und die Tänzerin Marla.

Und was will sie mit den beiden Fliegen?

Die Signora Gribaldi ist sehr schön und sehr reich — das sind zwei Eigenschaften, die in Paris viele Anbeter finden, und die Gräfin von Verron ist hier, um die Signora nach Paris zu locken.

Und die Tänzerin —

Einer hohen Person liegt sehr viel an ihrem Besitz.

Demnach ist diese Gräfin von Verron nichts als eine Kupplerin?

Ich weiß nicht, Herr; was ich soeben von Pindor herausbekommen, habe ich Ihnen mitgetheilt. Als meine guten Freunde sich seiner bemächtigt hatten, hatte ich eine leise Unterredung mit ihm, und ich versprach ihm für eine ausführliche Beichte die Freiheit. Er sagte mir, wie er beschwor, was er wußte.

Er scheint aber nicht Alles zu wissen.

Das griechische Haus steht unter meinem Schutz,

Herr; es wird hier ohne meinen Willen kein Sbirre hereinkommen. Die Frau von Verron wird nicht angetastet, überhaupt keine Frau — aber in dieser Nacht soll gründlich aufgeräumt werden.

Die Frauen will man fortführen?

Nein; ich sagte ja, sie bleiben unangetastet; aber Groiola ist hier.

In diesem Hause?

In diesem Hause; noch eine Nacht nur gedenkt er zu bleiben, dann geht er nach Paris; es sind ungeheuerliche Dinge im Werke.

Ungeheuerliche Dinge? fragte Montigue erstaunt.

Ja; Rom und Italien sollen eine Republik, beide Länder verbunden und unter einem Präsidenten stehen; dann soll später noch Spanien hinzukommen, und die Hauptstadt dieser romanischen Republik soll Rom werden.

Und Präsident?

Groiola.

Ah — man wird ihn also diese Nacht einfangen?

Nach Mitternacht; Ajossa selbst wird sich hier einfinden.

Und dieser sogenannte Doctor Caraffa? Was ist er?

Der Galan der Gräfin von Verron. Er hat die Absicht, sie zu heirathen und zu beerben.

Aha! Jetzt begreife ich, weshalb er nach dem Leben des jungen Verron trachtete. Ich denke, wir werden aus ihm herausbekommen, was wir noch zu wissen wünschen.

Gewiß; wir wollen ihn gehörig anzapfen.

Wo ist mein Diener Bearetto, Manillo?

Der hält noch immer draußen Wache. Er hat uns gute Dienste geleistet.

So rufe ihn herein.

Das geht nicht, er muß draußen auf seinem Posten bleiben; er ist unverdächtig und unbekannt; wenn ein Sbirre draußen steht, bekommen die Kerle Wind, denn es giebt Leute unter diesen Verschwörern, welche jedes Polizeigesicht von Neapel kennen.

Aber der Herr von Verron darf nicht allein bleiben.

Nun, dann mag Herr Favre Wache halten.

Favre?

Fällt Ihnen der Name auf? fragte Manillo erstaunt.

Ich glaubte, daß dieser Favre es mit der Gräfin von Verron hält.

Nichts weniger.

Nichts weniger?

Herr Favre hat eine Million in Paris vergeudet und brennt vor Begierde, die zweite Million an

den Mann oder besser an die Frau zu bringen; ehe er aber diese Million vergeuden kann, muß er sie haben.

Nun? fragte Montigue erstaunt über alle diese Dinge, die ihm Manillo mittheilte, und von wem hofft Herr Favre seine Million zu erhalten?

Von einem sehr einflußreichen Manne in Paris, von einem nahen Freunde Napoleons.

Und für welchen Dienst?

Nun, für die Signora Gribaldi; er hat versprochen, sie nach Paris zu bringen.

Wem?

Alle Teufel, Herr Marquis, ich weiß nicht Alles; ich denke es ist genug, was ich Ihnen mitgetheilt habe. Nun fragen Sie den Graukopf.

Ganz gut, Manillo; aber ber Doctor Drogue —

Der Oheim des Herrn Favre; fiel Manillo ein.

Du kennst ihn?

O, sehr gut; wenn der Herr Doctor Drogue nach Neapel kommt, wird Neapel stets um ein halbes Dutzend schöner Frauen ärmer, und die Gefängnisse werden um ein Dutzend Liberaler reicher.

Was sagst Du, Manillo? Dieser Doctor Drogue wäre ein Kuppler und ein Spion?

Manillo lachte laut auf.

In Paris, sagte er, und in der ganzen Welt

sind diese Geschäfte jetzt die besten und glänzendsten; unsere großen Männer sind nichts anderes als Spione oder Kuppler, oder Vabanque-Spieler, und der Doctor Drogue ist ein sehr großer Mann. Doch es ist genug geplaudert, denk ich. Herr Alfons von Verron schläft sehr fest, und Sie werden es wohl wagen können, ihn ein wenig allein zu lassen.

Nun, ich denke auch; aber mein Diener muß bei Herrn von Verron bleiben, und Du könntest wohl draußen die Wache übernehmen, Manillo.

Ich habe hier drinnen zu thun; entgegnete Manillo.

Mit diesen Worten verließ Manillo ohne Umstände das Zimmer und trat in das andere Gemach, wohin Caraffa an Händen und Füßen gebunden gebracht worden war; aber wie erstaunte er — das Zimmer war leer; der angebliche Doctor Caraffa war nicht mehr da.

Manillo stand wie erstarrt und versteinert.

Montigue, der jetzt ebenfalls eintrat, war nicht weniger betroffen.

Dieses Haus, sagte Manillo, war von jeher ein behextes Schloß; Sie kennen mich, Herr, Sie wissen, daß ich mich vor dem Teufel selbst nicht fürchte, aber in dieses Haus habe ich ungern den Fuß gesetzt.

Montigue sah den Riesen finster an.

Manille, sagte er, ich kenne Dich; Maniscalco hat Dich einst den unverschämtesten Spitzbuben von Neapel genannt, und Ajossa sagte von Dir, Du könntest Alles, nur kein Geld in der Tasche halten und ehrlich sein; diese beiden Dinge könntest Du nicht.

Das ist wahr.

Manillo lächelte.

Ich glaube, fuhr Montigue fort, Du hast da Deinen Hocuspocus mit mir gemacht und mich nur deshalb so gut unterhalten, damit Caraffa Zeit behielte, sich aus dem Staube zu machen.

Das wäre allerdings verdammt schlau gewesen; sagte Manillo.

Es ist ja unmöglich, daß der Mensch allein seine Bande lösen konnte; es scheint mir, daß Du die Knoten sehr locker geschürzt —

Und daß der Herr Caraffa durch die Decke oder den Fußboden davongegangen; fiel Manillo ein, denn auf eine andere Weise kann es schwerlich geschehen sein.

Ich sehe allerdings nirgends eine Thür, bemerkte Montigue, welcher das Zimmer untersuchte, aber Herr von Verron sagte mir, daß er gesehen, wie eine Bettstelle sich gesenkt habe, und daß er durch die Rückwand eines Schrankes in ein sehr verdächtiges Gemach gekommen sei; solche Vorrichtungen können auch in diesem Zimmer sein.

Nun, wir wollen das Zimmer untersuchen.

Ich denke, daß es einfacher wäre, Manillo, wenn Du mir sagtest, wie sich die Sache in Wahrheit verhält. Du hast mir einmal gut gedient, und ich hoffe, daß Du mir auch das andere Mal gut dienen wirst.

Diesmal diene ich dem Herrn von Verron; versetzte Manillo.

Herr Alfons von Verron ist mein Freund; die Dienste, welche Du ihm leistest, betrachte ich als mir selbst erwiesen; entgegnete Montigue.

Es frägt sich aber sehr, ob Herr von Verron eben so in Bezug auf Sie denkt? sagte Manillo spöttisch; übrigens ist es Zeit, daß wir an die Arbeit gehen.

Aber Du weißt ja, daß ich das Bett des Herrn von Verron nicht verlassen kann.

Nun, so bleiben Sie hier; ich werde Ihren Diener herbeirufen.

So spute Dich, Manillo.

Dieser entfernte sich, und Montigue war nun ganz allein bei seinem in tiefem Schlafe sich befindenden Freunde, ganz allein mit seinen Gedanken.

Aber es gab viel zu denken.

Montigue war ein Lebemann, die Liebe galt ihm über Alles; die Politik war ihm gleichgiltig, und die

Freiheit war ihm eine Chimäre, denn sein Grundsatz war: „Allgemeine Freiheit ist die Sklaverei Aller; wo es keine privilegirten Stände giebt, da hört der höhere, edlere Wettstreit auf; die noble Gesinnung macht einer allgemeinen Niedrigkeit und Versumpfung Platz; das Königsthum ist der Hort der veredelten und sich veredelnden Menschheit."

Montigue war also, um es kurz zu sagen, Aristokrat und Royalist; der König Ferdinand hatte dem jungen aufgeweckten Manne ein Amt anbieten lassen, aber Montigue hatte entgegnet, er fühle sich noch nicht fähig, ein Amt zu bekleiden, er müsse sich erst noch ein wenig austoben. Das war ehrlich, und der König nahm seine Weigerung nicht übel auf, obwohl er gern einen Menschen mit so loyaler Gesinnung, wie Montigue sie besaß, in seiner Umgebung gehabt hätte.

Montigue lebte nun ungebunden und frei, ohne sich um Politik zu bekümmern; grundsätzlich las er keine Zeitungen; er hatte, wie er sagte, nur ein Buch, worin er las — in schöner Mädchen Augen. Lieben und leben war bei ihm eins, und die Vorgänge im griechischen Hause hatten ihm deshalb so viel Interesse eingeflößt, weil er sie mit einer Liebesintrigue in Verbindung brachte, und da befand er sich in seinem Elemente.

Jetzt aber, wo er erfahren hatte, daß sich in die Liebesintriguen des griechischen Hauses auch die Politik mischte, war ihm die Sache schon verleidet, und Manillo, welcher den jungen Mann sehr genau kannte, schien auf diese Umstimmung Montigue's zu speculiren.

Dieser hatte sich wieder in den Lehnstuhl geworfen und wartete eine geraume Zeit auf Manillo's Rückkehr; aber weder dieser noch sein Diener ließ sich sehen. Es verrann eine Viertelstunde nach der andern; Montigue war abgespannt und müde, und endlich schlief er ein.

Es mußte Mitternacht längst vorüber sein, als er erwachte; sein erster Blick fiel auf Alfons, der noch fest schlief; dann sah er sich verwundert um; sein Diener Bearetto saß, wie es schien, ebenfalls schlummernd, auf einem Stuhle neben der Thür.

Bearetto! rief Montigue.

Bearetto erwachte sofort.

Bist Du schon lange hier?

Seit einer Stunde.

Warum bliebst Du so lange? Ich habe Dich durch Manillo rufen lassen.

Ich war nicht anwesend, gnädiger Herr.

Wo warst Du?

Man hatte mir gesagt, daß ich Wache halten

und auf alles Verdächtige ein Auge haben sollte; wenn Jemand den Palast verließe, dann sollte ich ihm folgen, und wenn Jemand hineinginge, dann sollte ich ebenfalls ihm nachgehen. Nun, das Erstere ereignete sich; es verließ eine verhüllte Person —

Eine Dame? fiel Montigue ein.

Allerdings, ein Frauenzimmer; fuhr Bearetto fort, dasselbe blickte sich sehr vorsichtig nach allen Seiten um und eilte dann die Straße hinauf. Ich ging ihr sehr vorsichtig nach, sie machte einen tüchtigen Weg und sah sich öfter um, so daß ich Mühe hatte, mich ihr zu entziehen.

Und wohin ging sie? fragte Montigue ungeduldig.

Nach dem alten verwitterten Kloster des heiligen St. Januarius, welches vor einem Jahre theilweise abgerissen worden ist und theilweise noch steht.

Ich hatte große Lust, ihr bis in die Ruine hinein zu folgen; aber ich bedachte und überlegte, daß ich als einzelner Mensch sehr leicht in's Unglück gerathen konnte; aber meine Neugierde war zu groß, und ich beschloß, mich zu verstecken und zu beobachten, ob die Dame bald wieder herauskommen, oder ob noch mehrere Personen sich in die Ruine hineinbegeben würden.

Das hast Du sehr gut gemacht; sagte Montigue, also weiter, Bearetto.

Ich stand wohl eine gute Stunde da, es ging Niemand und es kam auch Niemand; endlich wurde ich der Sache überdrüssig und wollte mich entfernen, aber fast im selben Augenblicke hörte ich Stimmen, zwei Personen traten aus der verfallenen Pforte des linken Flügels des Klosters hervor, und ich hörte eine Stimme sagen: „Morgen sollen Sie Alles erfahren.“

Die Dame ging, ich ebenfalls, und so kamen wir Beide wieder hier an.

Du hast das Gesicht der Dame nicht zu sehen vermocht? fragte Montigue.

Sie war tief verschleiert.

Hatte sie einen leichten Gang oder einen schwerfälligen? eine elegante oder eine plumpe Haltung? Schien sie Dir alt oder jung zu sein?

Ich halte sie für jung, und nach meiner Vorstellung muß die Dame schön sein.

Gut; sagte Montigue. Hast Du Manillo gesehen?

Nein; als ich zurückkam, hielt mich Jemand an und fragte, wohin ich wollte, ich versetzte: zu Herrn Alfons von Verron. Man ließ mich gehen, und so kam ich hierher.

Du hast also mit Niemand über die Sache gesprochen?

Mit Niemand.

Es ist gut. Jetzt setze Dich hierher; bleibe bei Herrn Alfons, bis er aufwacht, ich werde für einen Diener sorgen, der Dich ablösen wird. Dann kommst Du nach Hause.

Und Sie selbst gehen fort, gnädiger Herr?

Ich mag hier nicht länger bleiben; ich sehne mich darnach, mich einmal wieder gründlich auszuschlafen. Bis Herr von Verron wieder gesund ist, kann ich hier ohnehin nichts thun. Du hast also gehört. Ich erwarte Dich. Sei aber aufmerksam, während Du hier bist.

Das werde ich sein, gnädiger Herr.

Montigue beugte sich über Alfons, und als er sah, daß er noch immer ruhig und sanft schlief, murmelte er vor sich hin:

Der Doctor Drogue scheint ihm einen Schlaftrunk gegeben zu haben.

Montigue verließ nun das griechische Haus. Es war in dem Flügel, wo er sich befunden, todt und öde; aber auch in dem andern Flügel schien es stille und ausgestorben zu sein.

Die Gräfin von Verron ist jedenfalls eine seltene und seltsame Frau; murmelte Montigue, ich verstehe mich nicht auf die labyrinthischen Gänge und Windungen der Politik; aber es scheint mir, als

wenn eine sehr mächtige Gewalt seinen Schirm über den einen Flügel des griechischen Hauses ausgebreitet hält.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Die Stadt lag in todesähnlichem Schlummer; Montigue mit seinem treuen Bearetto befanden sich auf dem Wege nach der Ruine.

Weithin hallten die Tritte der beiden Männer durch die Nacht. Als sie bei der Ruine angelangt waren, verbarg sich Montigue hinter einem großen Christusbilde; Bearetto nahm seine Stellung diesem Christusbilde fast gerade gegenüber, doch von einem hervorspringenden Ausbau so geschützt, daß er Alles, was in der Straße vorging, überschauen konnte, ohne gesehen zu werden.

Es verging eine halbe Stunde. Trotz der Aufregung, in welcher sich Montigue befand, war er ruhig und wartete geduldig das Ende, oder vielmehr den Anfang seines Abenteuers ab.

Aber es verging eine lange Zeit, ohne daß sich Jemand näherte; plötzlich aber machte Bearetto ein Zeichen mit dem Fuße, und Montigue horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Es näherte sich eine Person, Montigue trat plötzlich aus seinem Ver-

steck hervor und erfaßte ohne Umstände den Arm der Verschleierten.

Sind Sie die Gräfin Julie von Verron? fragte Montigue.

Nein; lautete die Antwort.

Sie haben mich hierher bestellt; fuhr Montigue fort, ohne sich irre machen zu lassen.

Ich nicht; war die Antwort.

Ich bitte Sie, mir Ihr Antlitz zu zeigen; sagte Montigue.

Ich bitte Sie, mich in Ruhe zu lassen; entgegnete die Dame. Was wollen Sie von mir?

Sie sehen!

Lassen Sie mich!

Ich lasse Sie nicht, Signora! rief Montigue aus. Ich weiß sehr wohl, daß Sie aus dem griechischen Hause kommen.

Sie täuschen sich.

Sie wollen sich nicht enthüllen?

Ich will es thun, aber Ihr Ehrenwort darauf, daß Sie mich dann sofort verlassen werden.

Vielleicht.

Die Fremde lüftete etwas ihren Schleier, und Montigue blieb unbeweglich stehen; es war eine so reizende Schönheit, die sich ihm zeigte, daß er vor Bewunderung kein Wort hervorzubringen vermochte;

aber er hielt den Arm der Dame fest, welche sich vergebens sträubte, sich von Montigue loszuringen.

Sie halten Ihr Wort nicht; sagte sie vorwurfsvoll.

Sie sind zu schön; versetzte Montigue.

Ist das ein Grund für ein so unritterliches Benehmen?

Sagen Sie mir Ihren Namen, Ihre Wohnung, und ich entferne mich sofort.

Nun, wenn Sie durchaus wollen — ich wohne in der That im griechischen Hause —

Und Ihr Name? — Signora Marla?

So ist es, Signore.

Darf ich Sie wiedersehen? fragte Montigue mit zitternder Stimme.

Sie wissen, wer ich bin; es ist Ihre Sache, Signore.

Die Dame entwand sich Montigue's Arm und verfolgte ihren Weg; kurz zuvor war eine andere Gestalt, weder von Montigue noch von der Dame bemerkt, durch die Pforte der Ruine in's Innere derselben hineingeschlüpft.

Montigue sah sich jetzt nach seinem Diener um, aber dieser war nirgends zu erspähen.

Er machte alle möglichen Zeichen, er rief sogar doch vergebens. Wo konnte er geblieben sein? Aber-

mals ein neues Räthsel für Montigue. Er betrachtete genau alle Häuser, er sah sich vorzugsweise auch das Haus an, wo Bearetto versteckt gewesen war, aber dieses Haus war ganz unverdächtig. Die Thür war fest verschlossen und Montigue kannte sogar die Leute, welche darin wohnten, ein vermögender Handwerker, welcher ein paar liebreizende Töchter hatte, deren Ruf über jeden Verdacht erhaben war.

Montigue musterte alle Häuser nach der Reihe, aber diese dunklen Steinmassen waren stumm und gaben ihm keine Antwort auf seine Fragen.

Unwillkürlich drang er jetzt tiefer in die Ruine ein; es war ihm, als zöge ihn eine übernatürliche Gewalt in das Innere des Klosters, kaum konnte er dem Drange widerstehen, sich hinein zu begeben; seine Gedanken schweiften von der schönen Zauberin zu seinem auf so unerklärliche Weise entschwundenen Diener über. Es war dem jungen Manne unmöglich, fortzugehen. Schon war eine halbe Stunde verronnen, seitdem Marla sich in das Kloster hinein begeben hatte.

In diesem Augenblicke hörte Montigue Stimmen.

Er trat bei Seite. Aus der Pforte des Klosters trat ein Weib; sie war verschleiert und gekleidet wie Marla, und doch kam es Montigue so vor, als wäre sie nicht dieselbe, die er gesprochen. Montigue war

ihr stiller, heimlicher Begleiter; sie hatte sicher keine Ahnung, daß sie verfolgt wurde. Sie begab sich nach dem prächtigsten Theile der Stadt, wo sich Palast an Palast reihete. Endlich blieb sie vor dem Palaste Gribaldi stehen. Sie zog an der Glocke; die Thür öffnete sich, und abermals war die Fremde verschwunden.

Es war dennoch die Marla! rief Montigue aus. Ja, es war die Marla — sie sah so ganz wie ein Teufelsengel aus!

Es war Marla! wiederholte plötzlich eine Stimme.

Montigue sah sich überrascht um; Bearetto stand vor ihm.

Zum Teufel, Bearetto! sagte Montigue, wo hast Du denn gesteckt? Ich war aufrichtig besorgt um Dich.

Bearetto lächelte sehr beifällig und sagte:

Ich war allerdings an einem Orte, wohin Sie mich nicht geschickt haben; aber wer kann in solchen Fällen auch immer erst auf Andere warten?

Nun, wo warst Du denn? fiel Montigue ein.

In der Ruine, gnädiger Herr.

In der Ruine?

Sie haben nicht bemerkt, wie ich mich hinter Ihnen herumschlich und in die Ruine hineinschlüpfte.

Und was hast Du drinnen gemacht?

Gesehen und gehört!

Was, Bearetto, was?

O, mehr als sich in einem Athemzuge erzählen läßt.

So komm; gehe neben mir. Wir wollen nach Hause gehen; aber fahre mit Deiner Erzählung fort.

Herr und Diener begaben sich nun auf den Heimweg.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

In demselben Verlage erscheint:

Jefferson Davis.

Social-politischer Roman aus dem amerikanischen Bürgerkriege.

Von

Dr. Bernhard Heßlein.

3 Bände. Preis 3 Thlr. 20 Ngr.

Die Kritik hat sich über dieses Werk bisher einmüthig in anerkennendster Weise ausgesprochen; so sagt unter anderen Zeitungen der Hannöversche Anzeiger:

„In scharfen Umrissen und grellen Farben malt der Verfasser die nordamerikanische Gesellschaft in ihrer Zersetzung durch das Gift der Sklaverei. Der Verf. ist in den Straßen und Häusern, den Salons, den eleganten Spielhöllen und verworfensten Kneipen von New-York, welche der Schauplatz des ersten Bandes, heimisch, als wäre er in dieser Metropole der neuen Welt geboren; und dabei besitzen seine Bilder eine außerordentliche Objectivität und Plastik. Beklemmen uns die Scenen, in die wir versetzt werden, auch oft den Athem und erfaßt uns ein Grauen vor den handelnden Personen, so müssen wir ihnen doch ein selbstständiges, ein organisches Leben zuerkennen; sie bewegen sich nicht an den Drähten der Tendenz; ihr Fehler ist nur, daß sie zu wahr sind und uns allzuwenig Licht in dem fürchterlichen Dunkel ringsum tröstet und erhebt. Selbst die besten Charaktere haben von der Sklaverei einen Flecken erhalten und die rührende Kinderunschuld athmet in einer Atmosphäre von Verderbtheit und Verbrechen. Es ist für sie kein Raum, kein Gedeihen in der nordamerikanischen Gesellschaft."

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Schnitt dintenfleckig
Abm.

Schnitt dintenfarbig
Abm.

Schnitt dunkelsprenkelig
Lbm.

Schnitt dintenfleckig
Lbm.

Rogeard, Louis

Paris im Beichtstuhl Von Louis Rogeard

Bd.: 2

Leipzig [1867]